

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Spatenstich.

Führen tausend Blitze nieder,
tobte wilder Sturm um dich —
deutsches Volk, nun braucht es wieder
einen mut'gen Spatenstich.

Lähmten dich des Tags Beschwerde,
gift'ger Hauch der Leidenschaft —
noch aus alter Muttererde
strömt die heilend heil'ge Kraft.

Neuen Irrwahns harte Ketten
bricht kein andres mehr entzwei:
nur die Scholle kann uns retten,
nur die Scholle macht uns frei!

Freiburg i. Br.

Auf denn! daß die Not sich wende,
nimm den Spaten in die Hand;
nur im Schaffen dieser Hände
liegt das Glück von Volk und Land.

Und mit jeder neuen Schwiele,
Spatenführer, Aekersmann,
schaffst du nach dem großen Ziele
nah und näher dich heran.

Denn es gräbt der deutsche Spaten
künst'gen Ernten einen Schrein,
und der Himmels-gott in Gnaden
träufelt schon den Segen drein.

Wilhelm Schlang.

Die heilige Dorfacht.

Von Hermine Ziegler.

Das bleiche Sonnenfeuer ist schon lange hinter den Hängen verschwält, und alle Wintereinsamkeit spukt in den weißen Wiesen. Die Bauernhäuser von St. Urban haben die Dächer bis über die Ohren gezogen; nur hie und da blinkt ein schmales Fensterkreuz in die Nacht hinaus.

Nicht weit; auf dem Holzstoß längs der Mauer bleibt es liegen und der Apfelbaum schaut traurig vom Zaun herüber. Es ist auch wohl traurig auf der Welt. Die Maßliebchen und die lustigen Quellen in der oberen Leiten sind über Nacht gestorben und der Wald hat seine Straße verloren. Nun kennt er sich selbst nimmer aus, steht schwer und schweigt in seinen Flechtenbart hinein.

Aber die Sterne sind über ihm. Mit dem tröstenden Zwinkern ihrer ewigen Augen. Er fühlt sie auf seinem Scheitel ausruhen und gibt sich ganz einem neuen, strömenden Glanze hin, der mit einem Male urmächtig aus der singenden Höhe bricht. Erst sickernd wie brennendes Wachs, dann Wipfel, Zweige und die weißen Mulden überschüttend, daß die Helle bis an die Wurzelarme rieselt.

Ein Sommermärchen aus seiner blumigen Kindheit fällt ihm ein; wie aber die Lichtflut sich aufsteilt an Knorren und Stümpfen und die Waldgeister aus den offenen Toren in die Talsenkung rennen, weiß er, es ist die zwölfte der heiligen Mächte und getraut sich nimmer zu rühren.

Aus dem schneuumrundeten Kleinholz nahen Tiere. Wittern und äugen sehen in den Lichtkegel und erschauen inmitten der Strahlenbündel — ein Kind.

Ein Kind im weißen Faltenhemdchen, barhäuptig, barfüßig in der Waldtiefe.

In der Linken trägt es ein Licht, das die Finger der Rechten sorgsam beschatten.

Zart ist das Händlein. Die Adern laufen darin wie rote Seidenschüre, und wenn ein Windhusch an die Falten des Hemdchens rührt, schimmert aus dem Alabasterleibchen das Herz wie ein dunkles Samtrosenblatt. Sein Atem kringelt lauter Sternchen in die Luft, und rings um es ist so klingendes Getöse, als säße, weiß Gott, auf jeder Nadelspitze ein Geigerlein.

Und das Kind schreiet und schreiet.

Die Rehe lecken ihm die Füße und die Zweige bereiten den Weg. Es aber berührt kaum die Erde.

Nur sein großes, ruhiges Licht zieht dem Ausgang des Waldes zu.

Dort flammt es still. Einen Gedanken lang. Und in den wundertiefen Augen des Kindes steht eine schmerzliche Frage: Wem soll es das Lichtlein bringen?

* * *

Der Bramböck, der alte Wittiber, hat das letzte oder das erste Haus im Dorfe. Wie man's nimmt. Wenn man von der Waldseite kommt, ist es jedenfalls das erste. Baufällig ist es rundum, obgleich er schafft jeden guten und schlechten Tag und den Sonntag dazu. Heimlich läßt er mähen und einfahren oder Streu holen oder im Bruch Steine klopfen. Und doch steckt es nicht . . .

Er hat keinen Herrgott, sagen die Dörfler.

Jetzt steht draußen die kalte Dezemberrnacht und streckt ihre Eisfinger durch alle Lücken und Ritzen. Hinter den moosverstopften Fenstern sitzt der Bramböck in der Düstern. Zählt und zählt. Eifrig begleiten seine Augen jeden Goldfuchs in den Wollstrumpf zurück. Wohlighört er ihn aufschlagen. Da stirrt von der Straßenseite her ein Lichtschein ganz nah an die Scheiben. Stirrt an Decke und Hausrat und ist auch schon wieder wie weggeblasen.

Den Bramböck packt ein taumelnder Schreck. Ums Umsehen ist sein Herrgott im Strohsack vergraben und er steht sprungbereit an der Kammertür.

Aber niemand kommt.

Nur eine Windwelle torfelt die Gasse hinauf und zwischendurch schwankt ein Flämmchen . . . In jedem Haus scheint es zu halten. Beim Mojer, beim Widschwender, beim Lüstinger, bei den Lechnerischen. Manchmal will es groß aufstauen, dann wieder sinkt es ein und glimmt matt, wie unter einem schützenden Händlein fort . . . Jetzt ist es am Berneggerhof.

Der wird ihm wohl gefallen. Neu steht er vom Grund bis zum obersten Ziegel. Und keine Schulden darauf. Der Bernegger geht darin um wie ein verdienstvoller Mann, und wenn er von teuren Zeiten hört, ist immer ein Schmunzeln an ihm. Weizen und Kartoffeln macht ihm keiner ausfindig; jeden Morgen ist er am Buttern, und daß die Eier nicht im Mond wachsen, wie die Stadtteut' jetzt glauben, schreien seine Hennen laut genug.

Aber das Lichtlein stößt an den frischgestrichenen Laden vorüber wie ein Pfeil und wäre beinahe ans Verlöschen geraten.

Da biegt, von der Backseite hereinstapfend und mit Holzbürden beladen, der Zyprian in die Dorfgasse. Sein gutes Jungengesicht ist von der Kälte bis zum Weinen verzerrt. Aber innere Bilder wischen wiederum tröstend darüber weg. Die trauliche Enge der Kleinhäuslerstube — die Geschichten der Ahn — die Bratäpfel in der Backofenstelle.

Auch ist es mit einem Male so hell geworden. Ihm deucht, der Mond sei in die Gasse gefallen und das Krummholz auf seinem Rücken habe Feuer gefangen.

Er muß einmal darnach tasten, denn er fühlt weder die Bürden noch die verklammten Glieder,

sondern nur ein wohliges, warmes Aufgelöstsein seine dünnen Kleiderwände durchdrängen und die holperigen Schneefurchen unter seinen Füßen fortgleiten, daß er ums Umsehen daheim in der brodelnden Stube steht, noch immer verdutzt und verwirrt, bis die Muhl mit dem entzündeten Spahn ihm unter die Nase leuchtet und fragt: „Bub, wer ist dir begegnet? Etwas der Wacholderreiter? Oder der Einspann — oder gar der Sternzähler?“

Er weiß es nicht. —

Tiefdunkel und Einsamkeit haben indessen draußen alle Spuren verschüttet. Nur der Friedhof, der sich ums Kirchlein schmiegt, hat noch ein Licht. Ein ruhiges, süßes, das die verwitterten Holzkreuze mit Gold überstäubt und sich auf die weißen Graberkuppen legt wie der Auferstehungsstrahl. Als wollte es allen Schein abladen. In endlicher Rast. Da läutet das Kirchlein die Mette ein. Hellt die Bogenfenster und stößt die Pforte auf.

Unten schlagen Türen. Schritte verdampfen im Schnee, und aus allen Wegscheiden und Steigen sammeln sich Schatten, ziehen die Stufen hinan, an den Entschlafenen vorbei und gehen zu den Orgeltönen ein.

Auf der obersten Kirchenstaffel steht eine Flamme. Wie aus einem unsichtbaren Träger herausgewachsen in die Weihrauchschwaden spähend.

Der Betenden Augen erschauen sie nicht, denn ihrer Gedanken schwarze Schlanglein züngeln zwischen ihren frommen Lippenworten um den verlassenen Alltag, um Fuhrlohn, Haferfäcke und Grenzstreit — untergeschlagene Feldfrucht — Viehhandel — anderer Ehalten und Kinderzucht — alteingefessenen Nachbarhaß.

Und es ist, als ob Windstöße an der Flamme lecken, daß sie sich drehen und wenden muß und die Staffeln hinunterstiebt wie ein verwehter Funken, — bis sie endlich heller und heller atmend die einsame Gasse weiterwandelt. Die Gärtchen hinter den Zaunlatten erschauern geblendet. Die starren Knospen an den Rosenstöcken drängen in die Helle und die Bäume reckeln sich den Saft in die knorrigen Seiten, denn sie vermeinen, der Frühling rufe sie.

Aber da bricht mitten in die aufleuchtende Wirrnis ein Gestöhn aus den Obstlaubem, als schütteten die gutmütigen alten Apfel- und Birnbaumherzen allen Jammer auf einmal aus. Daß es durch die Nachtlust weint von verlorenem Blühn, — von verdorrten und zertretenen Früchten, — von Armen, die im Hunger ihres Leibes kamen, — von verwehrteter Darmherzigkeit, — von Wucher und Habgier.

Bis die Zweige müdegewint ins Tiefdunkel hinüberschlafen, noch immer jenen seltsamen Glanz in den Träumen, der jetzt längst am Dorfend unten um die Bretterhütte der alten Sedlbäuerin

flirt, die wurmstichigen Ritzen durchfühlt und plötzlich wie das Bergfeuer von Johanni inmitten der gottsjämmerlich armen Stube steht.

„So viel Sonn — — so viel Sonn,“ — — ächzt die Alte im Bettwinkel, — — „wieder is Sommer — und allweil leb' ich noch,“ und sie hebt den graummirrten Kopf aus dem Strohsack. Aber da legt sich ihr eine kleine, flaumzarte Handfläche über den zahlosen Mund und drückt sie sanft in die Lumpen zurück.

Daß ein weiches Vergessen alle Schmerzen zudeckt, daß die erloschenen Augen an der verrauchten Balkendecke nur noch Sterne sehen: alle auf blauem Grund, wie überm Gnadenbild zu Birkenstein.

Daß sie vermeint, trotz der gichtverzerren Glieder höher und höher emporzuwachsen, bis sie auf den Wolkenberg zu stehen kommt und in ein seliges Jubilieren hinein hört, aus dem sie nur ein Wort verstehen kann: Friede. — — Friede — — — den Menschen, — — — die eines guten Willens sind; und doch gleichzeitig durch die Nebelbetten im sehenden Erdenpalt sich selber daliegen sieht.

In der elenden Armut, — graummirrt, wachsgelb, mit Lachhüschchen auf dem einge-



Daneben ein Kind im weißen Faltenhemdchen, barhäuptig, barfüßig, das ihr still die Augenhüllen herunterstreicht.

schrunypsten Altengesichtl. Daneben ein Kind im weißen Faltenhemdchen, barhäuptig, barfüßig, das ihr still die Augenhüllen herunterstreicht und dann von der silbernen Helle umflossen hinaus schreitet in die Tiefe der Nacht dem schweigenden Walde zu.



Erntezeit.

Wenn wir sie brauchen lernten,
den Pflug und Spaten gut,
so gibt Gott auch die Ernten —
in seinen Händen ruht

(daß alles wach' und lebe,
das Leben von ihm hat)
Fruchtbaum, Getreid' und Rebe,
des Feldes Halm und Blatt.

Nun sind die Ernten Euer
an Korn und Obst und Wein —
in Keller und in Scheuer
bringt nun den Segen ein!

Und will das Brot Euch laben
und macht der Wein, Euch heil,

Freiburg i. Br.

o weicht von solchen Gaben
Bedürft'gen auch ein Teil!

Und führet Ihr die süße,
vollsaft'ge Frucht zum Mund:
vergeßt nicht, daß auch diese
gereift auf deutschem Grund.

Es ist der Grund, darinnen
wir alle, Greis und Kind,
mit unserm Tun und Sinnen
zu tiefl verankert sind.

Den wollen wir mit Treue
nun hegen Tag für Tag,
damit er uns aufs neue
die rechten Früchte trag'!

Wilhelm Schlang.

Sepp Köflacher, der Bolschewist.



Eine lustige
Geschichte mit
erstem Hinter-
grund
von
Rud. Kleinecke.

Seit der Sepp wieder daheim ist, gibt es kein Essen mehr im Köflacherhose, das nicht „anbrandert“ auf den Tisch käme. „Soviel naß is das Holz,“ jammert die alte Köflacherin, „und der Herd hat auch kein' Zug. Kein blind wird der Mensch in der Kuchel vor lauter Rauken!“

Vor vierzehn Tagen hat das Uebel seinen Anfang genommen. Damals, als die Köflacherin zur Feier der Heimkehr ihres Buben ein Schweinernes gebraten, Krapsen gebacken und überhaupt ein Essen hergerichtet hatte, als ob es sich um Hochzeit, Rindstauß' oder Leichenschmaus gehandelt hätte. — Damals schon hatte sie den ganzen Tag die Augen nicht trocken gebracht. Aber damals war doch wenigstens alles so gut geraten, daß ihrem lieben Buben noch den nächsten Tag sterbensübel war von dem guten Schmaus.

Freilich: damals biß ihr nicht der „Rauken“ in die Augen. Damals waren es Freudentränen gewesen. Heilige Mutter Gottes, soll man denn nicht weinen vor Freud', wenn ein liebes, verlorenes Kind endlich wieder heimfindet ins Elternhaus, wo man vier schrecklich lange Jahre nichts gewußt hat von ihm, als daß es irgendwo in einem wilden Lande lebt, von dem ein Christenmensch nicht einmal den Namen aussprechen kann, ohne sich die Zunge zu verrenken dabei! Ganz auf der anderen Weltseiten war er gewesen, ihr Sepperl, — in Asien drüben, wohin es schier noch zehnmal weiter ist als bis in die ferne Wienerstadt. Zuerst bei den Russen, die ihn gefangengenommen hatten, dann bei den Chinesen, und zuletzt wieder bei den Russen. Saubere Leut' das miteinander! Die einen — das hatte die Köflacherin einmal in einem alten Kalenderbüchl gelesen — die einen waren Heiden mit gelben Gesichtern, geschlitzten Augen und langmächtigen Haarzöpfen. Auch die Männer. Und aßen Hundeschwänze und Regenwürmer . . . Die andern wieder — die Russen — das wären wohl Christen gewesen, aber halt doch nicht so die richtigen. Denn die hatten sogar einen ertrigen Papst, der nicht einmal in Rom wohnte. Und essen — mein Gott, essen taten die mit Vorliebe Schusterkerzen. Und tranken immerfort Schnaps dazu. Das hatte die Köflacherin zwar in keinem „Büchl“ gelesen — das hatte sie nur so reden gehört. Aber glaubte es eben darum um so fester. So ist es wohl erklärlich,

daß sie bei der endlichen Heimkehr des schwer Vermixten Schweinernes briet und Krapsen buk. Und daß ihr immerfort die Tränen über die Backen liefen dabei. Die Freudentränen . . .

Noch ein anderer hatte damals Wasser in den Augen: der alte Köflacher, den noch kein Mensch hatte weinen gesehen. Nicht einmal vor den vier Jahren — beim Abschiednehmen seines Einzigen. Auch jetzt wischte er sich rasch und verstoßlen das dumme Naß aus den Augen, daß es nur ja niemand sehen sollte. Dann hielt er dem Sepp die Hand hin zu festem Druck: „Na, weil d' nur wieder daheim bist . . .“ Das war alles gewesen. Aber dem Köflacher, der seine Gefühle nicht gern in Worte kleidete, hatte das eine ganze lange Rede bedeutet.

Die Angerer Kesperl schämte sich ihrer Tränen nicht. Die wußte vielleicht nicht einmal, daß sie ihr stromweise über die roten Bäcklein rannen, als sie dem Sepp entgegenlief mit lachendem Gesicht. „Sepp, mein Sepp!“ rief sie, „du mein lieber Bub!“ Denn der Sepp war „ihr Bub“. Nur in anderem Sinne, als er es seiner Mutter war. Dem Sepp hatte die Kesperl „ewige Treue“ geschworen, wenigstens für die Zeit, bis er aus der weiten Welt wieder heimkäme ins stille Walddörfel . . .

Und nun ist der Sepp wieder daheim. Vierzehn Tage schon. Das glückhafte Weinen der Kesperl hat sich in ein troziges Lachen gewandelt — die wortfarge Freude des Köflacher in ein wortreiches Fluchen. Denn wenn der Köflacher auch seine Lieb' und sein Gutsein vor den Leuten verstecken möchte wie eine Sach', über die man sich zu schämen hat, — seinen Zorn tut er offenerzig aller Welt kund. Und flucht.

Sein Weib weint dazu. Weil es aber keine Freudentränen mehr sind, schämt sie sich nun auch. Fajelt etwas von nassem Holz und beißendem Rauch, und läßt alltäglich das Essen anbrandeln vor lauter bitterem Herzeleid.

Es ist aber auch zum Lachen und Weinen und — Fluchen, wenn man zusehen muß, was der Sepp treibt! Das heißt — eigentlich treibt er ja überhaupt nichts. Kälkelt sich des Morgens noch faul im Bett, wenn die andern schon alle längst an die Arbeit gegangen sind, lungert dann auf der Straße herum und erzählt jedem, der ihm begegnet, langmächtige Geschichten, von denen die Leute nie wissen, ob sie Spaß oder Ernst sein sollen. Begegnet er zufällig keinem, der ihm standhalten will, so sucht er sich seine Zuhörerchaft im Wirtshaus. Oder er bummelt außs Feld hinaus und schaut den Leuten bei der Arbeit zu, bis ihm auch das zu langweilig wird und er verdrossen wieder heimstapft. Mergerlich darüber, daß die Leute immer noch nicht erkennen wollen, was für einen Segen er ihnen aus Rußland mitgebracht . . .

So recht aufgeräumt und guter Dinge wird der Sepp immer erst des Abends. Wenn der

Vater und die Hausleute nach der schweren Tagesarbeit heimgekehrt sind und sich auch zu Tische setzen. Denn die anderen Mahlzeiten muß ihnen die Jungdirne jetzt, in der Erntezeit, immer aufs Feld hinaustragen. Aber des Abends kocht die Bäuerin etwas extra Kräftiges, und alle Tage muß es der Sepp wiederholen: „Es halt doch ein anderes Essen das, als wie die Regenwürm' und die Schusterkerzen. Und überhaupt: so gut kochen wie die Mutter kann kein zweites Weiberleut mehr auf der ganzen Welt.“

Und nach dieser Einleitung hebt der Sepp seine Predigt an. Daß jetzt eine neue Zeit gekommen ist, wie sie schöner und besser noch nie auf Erden war. Armut? Gibt's nicht mehr. Denn warum? Weil es auch keinen Reichtum mehr gibt. Sind alle Menschen gleich jetzt, einer wie der andre. Braucht sich auch kein einziger mehr zu schinden und zu plagen wie voreh — Knappe vier Stunden Arbeitszeit sind genug im Tag. Das hat schon einer ausgerechnet vor vielen Jahren. Und das ist heilig.

„Bist ein Lapp!“ erklärte der alte Köflacher, da der Sepp zum ersten Male seine Weisheit ausgekrant. „Haßt denn die Bauernwirtschaft ganz vergessen in die vier Jahr', daß d' so daherreden magst? Wann die Frucht g'schnitten auf'm Acker liegt und die Hagelwolken am Himmel hängen, dann geht die Rechnung anders! Da heißt's vorm ersten Hahnenschrei bei der Arbeit sein und in Gottes Namen dabeibleiben, bis die Frucht im Stadel liegt. Und wann's Mitternacht wird! Dann is aber auch der Segen drauf. Und kommen schon wieder Zeiten — im Winter oder so — wo sich der Mensch auch wieder ausrasten kann.“ Er lachte laut auf. Halb ärgerlich, halb belustigt. „Vier Stund' Arbeit im Tag! Es wohl kein Bauer g'west, der das ausgerechnet hat!“

Der Sepp setzte eine überlegene Miene auf. „Hat sich aufg'hört jetzt, der Unterschied zwischen Bauern und Herren! Es einer wie der andre — ich hab's ja schon g'sagt. Die Herrenleut' müssen jetzt gradso arbeiten wie unsereins.“

„So —“ machte der Hausvater. Und das o in dem kurzen Wörtlein dehnte sich schier klasterslang dabei. „Alsdann geb' ich beispielesweis dem alten Professor, der über 'n Sommer immer ins Dörs'l kommt, die Sengst in d' Hand und sag': Jetzt schneid' einmal Korn, mein lieber Professor. Sonst richt' ich's mit meine Leut' nit in vier Stund' . . . Und am Winter geh' ich dann zu ihm in die Stadt und hilf ihm, seine gelehrten Bücheln schreiben. Weil sonst wieder er kein Auskommen nit find't mit der Zeit . . . So meinst es doch? Gelt, Sepp, so stellst dir die Sach' vor?“

„Nein,“ sagte der Sepp.

„Also wie denn?“ der Bauer.

Und da wußte der Sepp keine Antwort drauf.

So fing er lieber ein anderes Kapitel seiner neuen Menschheitsbeglückungslehre an. Erzählte, daß Eigentum Diebstahl sei, erklärte, daß alle Gesetze, die über das Heiraten handeln, nur Zwangsverordnungen wären, daß jeder Mensch das natürliche Recht habe, mit dem zusammenzuleben, mit dem er eben Lust hätte. Und auch das nicht gebunden auf Zeit und Ewigkeit, sondern eben nur so lange, als es ihn freute. „Freie Liebe“ nannte er das. Und für den allenfallsigen Nachwuchs würde von Staats wegen gesorgt werden.

„Herrgott, dann brauchet der Mensch nit einmal Allimente zu zahlen, wann ihm was Menschlich's passiert!“ dachte der Jungknecht in freudiger Erregung. Aber er sagte es nicht laut. Er wußte leider nur zu genau, wie streng man im Köflacherhofe auf Ehr' und Sittsamkeit hielt. Da verstand der Bauer keinen Spaß. Schon das mit der „freien Liebe“ war den Leuten zu viel gewesen. Die Hansmutter hatte ein entsetztes „Um Gotts Christi willen, Sepp!“ gerufen, und die Angerer Reserl, die auf einen kleinen Plausch gekommen war, war gar vom Tische aufgesprungen: „Wann d' so dalkert daherredst, dann geh' ich lieber wieder z' Haus!“ Ein heimliches Verliebtsein, ja. Das hatte der Reserl schon gefallen. Aber „freie Liebe“ — und dann nicht einmal heiraten — da sollte sich der Sepp nur um eine andre umschau'n dazu! Mit hochrotem Gesicht war sie aus der Stube gelaufen und nicht wieder zurückgekommen.

Der steinalte Lipperl, der noch immer arbeitete wie zwei Junge, und von dem man sagte, daß er im Köflacherhofe das Gnadenbrot aß, war während all dieser Vorkommnisse still in seinem Ofenwinkel hockengeblieben. Der Lipperl dachte schon etwas langsam. Der wälzte in seinem alten Hirn immer noch den Satz von der Gleichberechtigung aller Menschen herum. Wär' so uneben nit,“ meint er. „Da brauch' ich auf meine alten Tag' nimmer Knecht sein. Da seh' ich mich als Großbauer auf den Sonnleitnerhof. Soll der Sonnleitner dann auch einmal Knecht spiel'n . . .“ Aber dann kamen ihm allerhand Bedenken. „Leicht wähl'n s' mich dann gar zum Bürgermeister. Und zum Armenvater . . . Jeffas nein, das halt't mein alter Schädel nit mehr aus! . . . Und die vielen Steuern, die der Sonnleitner zahlt! Die bring' ich schon gar nit auf . . .“

Gerade als die Reserl davongelaufen war und eine Weile ein bängliches Schweigen herrschte, war der Lipperl in seinen Erwägungen bei diesem schwierigen Punkte angelangt. Er fragte den Sepp darüber. Wie das denn mit der Steuer wäre? Ob die armen Leut' dann grad' so viel zahlen müßten wie die Reichen? Oder die Reichen so wenig wie die Armen?

Der Sepp hatte für diese Frage erst nur ein



Der Lipperl war still in seinem Ofenwinkel hocken geblieben.

überlegenes Lächeln. Dann machte er mit der Rechten eine Kreisbewegung, als wollte er etwas von der Erde wischen, das keine Daseinsberechtigung mehr hatte. Er streifte aber nur den vollen Weinkrug vom Tisch und sagte dabei: „Steuern! Lächerlich! Die gibt's doch dann nit mehr!“

Der Jungknecht jammerte um den nutzlos vergoffenen Wein, die Köflacherin um den zerbrochenen schönen Krug. Die Jungdirn' las die Scherben auf und der Hausvater sprach wieder sein klasterlanges „Soo“

„Sooo . . . Alsdann Steuern gibt's dann auch keine mehr? Ja, sag einmal, Sepp, von was zahlt denn dann der Staat das viele Geld, das ihn die Kinder kosten, die alle er aufziehn laßt? Und von was baut er denn dann die Schulen und die Krankenhäuser? Oder die Eisenbahnen? Oder wie halt't er dann nur die Straßen in stand?“

Der Sepp wußte auf alles eine Entgegnung. Oder auch nicht. Je nachdem. Aber — das mußte man ihm lassen — mundtot zu machen war er darum nicht. Und der Schluß war — der Rangordnung des Hauses nach — der: Der Bauer sprach: „Seit Menschengedenken hat sich der Köflacherhof immer vom Vater auf 'n Sohn

vererbt. Hat jeder Köflacher g'wirtschaft't, so gut er's verstanden hat, und hat g'schaut, daß 's seinen Kindern einmal sollt' besser gehn, als 's ihm selber gangen is im Leben. So hab's auch ich g'halten mein Lebtag lang. Aber das kann ich sagen: nit halb so g'freut hätt' mich die Arbeit, wann ich nit g'wußt hätt', ich tu f' für meine Kinder und Kindeskinde. Und der Köflacherhof stund' heut nit so da im Ansehn, wann schon mein Vorähul hätt' denken müssen: ich arbeit' ja doch nur für fremde Leut'. Für Leut', die ich nit einmal kenn'. Denn ein Vererben gibt's nit mehr. Und meine Kinder hat mir ja der Staat schon g'nommen alser kleiner. Daß er sie erzieht, wie er sie brauch't, nit wie ich f' selber will.“

Und die Bäuerin schrie: „Was, die Kinder wegnehmen von der Mutter alser kleiner? Da drehet ich so ein'm armen Wurm ja lieber den Hals um, bevor ich ihm das g'schehen ließ! Gott verzeih' mir die Sünd' . . .“

Der Lipperl sagte nichts. Der dachte sich nur sein Teil. „Wann ich dann erst wieder nit Großbauer sein kann, so bleib' ich gleich lieber Knecht. Geht mir ja soweit nit schlecht im Köflacherhof. Und Steuerzahl'n brauch' ich eh nit.“

Der Jungknecht schwieg auch still. Nicht gerade aus Bescheidenheit — das war seine Art nicht — nur weil er mit der Sache noch nicht ganz im reinen war. Der komische Satz, daß Eigentum Diebstahl sei, wollte ihm nicht recht in den Sinn. Er dachte dabei ganz vorzugsweise an drei Gegenstände seines bescheidenen Besitztums, von denen er sich nicht trennen mochte, und wenn er mit dem Teufel hätte raufen müssen darum! Diese drei Gegenstände waren seine Tabakpfeife, seine silberne Taschenuhr und — der Kugeltutzen, den er oben im Walde in einem Baumloch versteckt hielt. Da sollte nur einer probieren, ihm die zu nehmen! Dem würde er schon zeigen, was Eigentum und was Diebstahl ist! . . . Aber — ein Hakel hatte die Sache immerhin. Beispielsweise das mit dem Kugeltutzen: das Wildpret und die Jagd ist Eigentum der Gutscherrschaft; also ist eigentlich der Gutschherr ein Dieb. Wenn man aber ihn — den Jungknecht — erwischt, wie er heimlicherweis' ein Gamstel aus den Wänden runterknallt, dann steckt man ihn ins Loch. Als Wilddieb . . . Jetzt — wie wird das dann sein? In der neuen Zeit? Gibt es dann vielleicht auch ein „freies Wildern“, wie es eine „freie Lieb“ geben wird? „Dann pfeif' ich auf die neue Weltordnung,“ sagte der Jungknecht im stillen zu sich selber. „Wann's Wildern nit verboten is, dann macht's mir lang nit die Freud' wie jetzt.“

Und noch eine saß am Tisch. Die sprach nichts, dachte kaum etwas und nickte nur immer schlaftrunken vor sich hin. Denn die Jungdirn, die Mirzl, war von jeher der Ansicht, daß zum Leben nur dreierlei gehört: Essen, Trinken und Schlafen. Die Arbeit — als viertes — ging so mit drein. Die war selbstverständlich. Denn wenn man Brot essen will, muß man Korn bauen. Und wenn man eine Milchsuppe auslöffeln will, muß früher das Vieh gemolken sein. Denn das Korn wächst nicht von selber. Und eine Kuh kann sich auch nicht allein melken. Aber wenn dann geschafft, gegessen und getrunken ist, dann soll ein Christenmensch auch schlafen können. Nicht so dumme Reden führen, die kein End' nehmen, wie's die Leut' da tun. Keine Silbe hat sie verstanden von all dem, was da verhandelt worden ist. Nur ein Wort, ein einziges, hüpfst ihr immerzu durch den Kopf — wie ein Heuschreck, der sich nicht fangen lassen will: *Volweschist . . . Scholbewist . . . Wolbeischist . . .*

Der Hausvater legte die Hand schwer auf den Tisch und sagte hart: „Ausg'red't is's für heut'. Is eh ein Unsinn, das Ganze. Wann man die Armut aus der Welt kunn't schaffen — ein Segen wär's wohl. Aber dann hätten die Menschen nit g'wart't damit bis heut'. Da hätten sie's wohl schon früher einmal probiert. Zeit haben s' ja g'hab't, seitdem die Welt steht.“

Dann sprach er das Tischgebet und die andern sagten es nach mit murmelnder Stimme. Und als das Amen verklungen war, klatschte der muntere Jungknecht der schlafenden Jungdirn' einen tüchtigen Schlag auf die Schulter. „Aufstehn, Mirzl! Zeit is's zum Niederleg'n.“

Der kleine Hansl, der Halterbub' und Mädchen für alles war im Köflacherhofe, benutzte den allgemeinen Ausbruch, um rasch und verstopfen den Weinrest aus dem Glase des redseligen Sepp zu schlürfen. „Mir is's wurstcht!“ dachte er dabei. „Von mein' Vater weiß ich niz, und die Mutter kümmer't sich auch nit viel um mich — so is's schier alles eins, ob ich beim Köflacher aufwach' oder beim Staat. Die Köflacherleut' kenn' ich wenigstens schon. Aber die Staatleut' nit.“ Drehte sich um, trank schnell noch die letzten Tropfen aus und hüpfte dann jeelenvergnügt in den Stall, um sich im Futterbarren zur Ruhe zu begeben.

— So war es am ersten Abend gewesen, und so ging es nun fort Tag für Tag. Kaum war der letzte Bissen aus der Schüssel verschwunden, begann der Sepp sein großmütiges Reden. Immerzu dasselbe. Und immerzu dieselben Einwendungen darauf. Schier nicht anders ging es zu als bei dem Ringelspiel, das zum Kirchtag auf der Gemeindefeld aufgestellt wird. Immerzu im Kreise herum. Ein Pferd, ein Löwe, ein Fabeltier. Und wieder ein Pferd, ein Löwe, ein Fabeltier. Immer aufs neue, aber immer dieselben. Und dabei weiß man nicht einmal recht, welches das Pferd und welches den Löwen oder das Fabeltier vorstellen soll. Ist eins so verrückt wie das andere. Gerade wie dem Sepp seine Reden . . .

Vierzehn Tage sind es nun schon, daß der Sepp den Apostel einer neuen Menschheitsordnung spielt. Aber Erfolg hat er eintrweilen noch keinen aufzuweisen. Die Leute aus dem Dorfe, die anfangs seinen Reden in neugierigem Staunen halb interessiert, halb verständnislos zugehört, haben keine Zeit mehr für ihn. Denen ist das Einbringen der Ernte wichtiger als die schönsten Reformideen. Der Schneider-Naz läuft ihm gar immer scheu aus dem Weg, wenn er ihn nur von weitem wo kommen sieht. „Der Köflacher Sepp tut schon wieder Revolution machen,“ zischelt er ängstlich. Und die Dürrlacherin schlägt ein Kreuz ums andre, wie vor dem, den man nicht beim Namen nennen will. „Die Religion will er aus der Welt schaffen, der Unchrist . . .“ „Und das Arbeiten auch!“ ergänzt der Schmied. Und haut mit dem Hammer auf das glühende Eisen, als trüge das die Schuld daran, daß der Köflacher Sepp nichts anderes tut, als nur unserem Herrgott den Tag abstehlen.

Bloß der Strohbachler hält ihm noch ein bißchen die Stange. „Bringt halt jeder eine Letten

mit heim aus so eim grauslichen Krieg. Den einen trifft eine Kugel, den andern hat eine Krankheit packt. Na — und dem Kößlacher Sepp hat's halt 's Hirnfistel verwirrt.“ Viel-sagennd tippt er sich mit dem Finger auf die Stirn dabei. „Kriegsinvalid . . .“

Der gute Sepp hat sich aber bereits soweit in sein Aposteltum hineingelebt, daß er die stille Mißachtung seiner Mitmenschen mit ruhiger Würde zu tragen versteht. Was kümmert ihn die Meinung der anderen? Wenn nur er all- fort reden kann, das ist ihm die Hauptsache . . . Nicht einmal recht zuhören tut er sogar, was der Pfarrer heut von der Kanzel spricht. Trotz- dem die Augen der ganzen Gemeinde auf ihn gerichtet sind dabei. „Es geht der Antichrist herum im Lande wie ein brüllender Löwe und fuchet, wen er verschlinge . . .“ Weiß Gott, wenn der Sepp

jetzt wirklich ans - Verschlingen denken sollte, so handelt sich's bei ihm jetzt sicher- lich nicht um einen „wen“, sondern höch- stens um ein „was“. Das Sonntagessen, das die Mutter tocht, ist immer ganz was extra Feines! . . .

Als er aber nach dem Hoch- amt aus der Kirchentüre tritt, muß er es endlich doch

innwerden, wie ihm die Leute scheu aus dem Wege weichen. Und ihm dämmert plötzlich auf, als ob zwischen der Predigt des Pfarrers und seiner eigenen Person ein gewisser inniger Zu- sammenhang bestünde . . .

Da reckt er sich trotzig in die Höhe, so lang er nur ist. Und stapft geradeswegs hinüber zum Kirchenwirt. „Zillerl, ein Viertel Wein!“

Die schwarzhaarige Kellnerin blizt ihm im Vorübergehen feck aus ihren Tollkirchenaugen an und lacht ihm ins Gesicht: „Wer bin ich denn, daß ich dich bedienen soll? Jetzt hebt eine andre Zeit an! Jetzt sein alle Menschen gleich. Wann d' ein'n Wein willst, hol' dir 'n selber!“

Wütend fällt der Sepp den dicken Kirchenwirt an: „Hast es g'hört? So eine Gemeinheit! Wann d' so was dulden willst in dein' Haus, dann sperr' doch lieber gleich 's G'schäft zu!“

„Wird mir eh bald nig anders übrig bleiben,“

jammert der Wirt und hebt die listigen Aug- lein scheinheilig zum Himmel auf. „Wie neulich in der Zeitung g'standen is, haben s' in Ruß- land dem Alkoholenfessel schon den Kragen um- dreht. Wann jetzt das bei uns auch eing'führt wird, dann is's aus mit 'm Wirtsg'schäft. Da schenkt dann den Wein nur mehr der Apotheker aus — im Medizinflascherl, für die Kranken. Und das Bier kriegen die Schwein' zu saufen, daß s' fett werden. — Ja, mein lieber Sepp, so geht's jetzt zu in der Welt . . .“

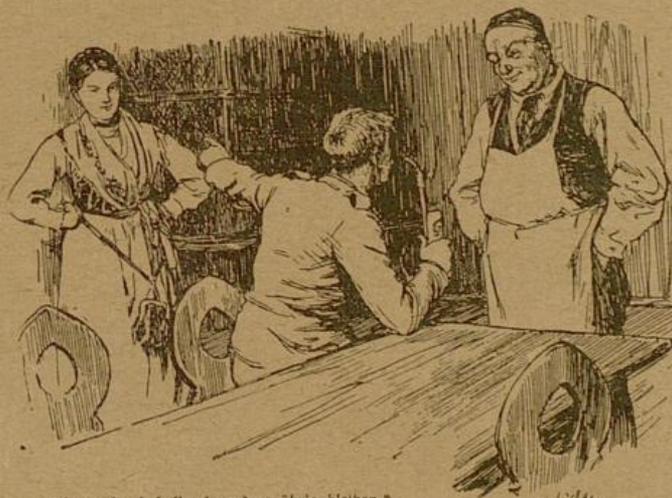
Der Sepp würgt einen Fluch hinunter und läßt den Dicken stehen. Auf der Regelstatt rollen schon die Kugeln und klappern die Regel. Das gezeichnete ist, man schiebt mit. Da macht man wenigstens seinem Aerger ein bißchen Luft. Nur soll der Regelbub' wohl achthaben, daß ihm die Kugel nicht an den Schädel fliegt! Der

Sepp spürt heute eine mordsmäßige Kraft und Wut in sich . . .

Ganz prozig stellt er sich hin und klimpert mit dem Geld in Sack. „Ein Kröndl auf 'n ersten! Wer halt' mit?“

Die Burschen schauen ihn ver- wundert an.

Und einer sagt: „Ja, weißt du denn das noch gar nit? Jetzt gibt's ja gar kein'n ersten



„Wird mir eh bald nig anders übrig bleiben,“ jammert der Wirt.

nimmer. Is einer wie der andre.“

„Also auf 'n König! Und zwei Kröndeln!“ „Narr du!“ lacht der andre wieder. „Jetzt gibt's doch keine König' mehr. Und Bauern auch nimmer. Is alles ein Teufel.“

Da merkt der Sepp erst, daß sie ihn zum besten haben wollen. Seine erste Regung ist, dem nächsten an die Gurgel zu springen. Aber es sind ihrer zu viele. Und schauen alle ganz rauslustig drein . . .

„Teppen seid 's alle miteinander!“ schreit er in ohnmächtigem Zorn, kehrt ihnen den Rücken und stürzt aus der Regelstatt davon. Und hört draußen noch ihr helles Gelächter und den Nach- ruf: „Kann schon sein, daß wir Teppen sein. Wo jetzt alle Leut' gleich sein und du doch sicher ein Tepp bist . . .“

Aus dem Wirtshaus stürmt der Sepp wie ein Wilder, die Dorfstraße hinab und beim ersten Seitenweglein hinaus ins freie Feld. Er

weiß sich nicht aus vor Zorn und Scham. Nur wenigstens keinen Menschen sehen jetzt! Sonst vergreift er sich noch an einem! Selbst wenn's Prügel kosten sollt' . . .

Aber dort, weitab von ihm gehn doch noch ihrer zwei. Ganz langsam gehen sie, als hätten sie sich weiß Gott was zu sagen, — bleiben stehen — gehen wieder — und nun geben sie sich gar die Hand . . .

Dem Sepp wird's plötzlich ganz schwarz vor den Augen. Als ob er blind werden sollte. Und sieht es doch ganz deutlich: das ist ja — zum Teufel hinein, wie kann denn das nur sein? — das ist ja die Angerer Kesperl . . . Und der Klachel neben ihr, das ist der Kainegger Bub, der Franz. Was will denn der von ihr? Was geht sie denn mit dem spazieren? Und was hält er jetzt gar ihre Hand in der seinen, als ob er sie sein Lebtag nimmer auslassen möcht'?

Das hat dem Sepp heut grade noch gefehlt: Eifersucht . . . Wie ein geheizter Hirsch jagt er über die Felder. Nun ist der Kainegger Bub plötzlich verschwunden. Nein wie in den Erdboden versunken. Und der Sepp weiß nicht, soll er ihn im Jungwald suchen, der sich dort die Leiten hinaufzieht, oder in dem engen Graben, der ins Stolzental hinunterführt.

Atemlos hastet er auf die Kesperl zu. „Wo is der Franzl hin? Was machst denn du noch da? Was habt's ihr überhaupt zu schaffen miteinander?“

Die Kesperl schaut ihm trotzig ins Gesicht. „Fragst viel auf einmal. Aber ich bin dir auf gar nix Antwort schuldig.“

„Soo?“ macht der Sepp. Und dehnt das Wörtlein so langmüchtig, wie es sein Vater die letzte Zeit her immer getan. „Und an dein Versprechen denkst gar nit? Daß d' mir die Treu willst halten, — daß d' warten hast wollen, bis ich z'rückkomm'?“

Der Kesperl stehen die Tränen in den Augen. Aber sie zwingt sie tapfer zurück. „Hab' ich etwa nit g'wart't? Hab' ich dir etwa die Treu nit g'halten? Mit keinem bin ich gangen die ganze Zeit, an keinen hab' ich denkt, als immer nur an dich. Vier Jahr' lang . . .“ Trozig wirft sie das zornrote Köpferl in die Höhe. „Aber jetzt is eine andere Zeit. Jetzt gelten alte Versprechungen nit mehr. Und die Treu is auch aus der Welt g'schafft. Jetzt regiert nur mehr die »freie« Lieb' . . .“

Sagt's, dreht sich ab von ihm und geht ihres Weges weiter, als ob es gar keinen Köpflacher Sepp mehr gäbe auf der Welt. Und der Sepp steht da wie die Mannerl beim Sterz, weiß nicht, was er ihr antworten soll, und weiß nicht, soll er ihr folgen oder sie einfach laufen lassen. So auf den eigenen Fall angewandt, kommt ihm die neue Weltordnung gar nicht mehr so schön vor wie bisher . . .

Fuchsteufelswild kommt er gegen Mittag zu Hause an. Die andern sitzen schon beim Essen. Mit rotgeweinten Augen die Mutter, mit finstrem Gesicht der Vater. Und es wurde eine recht schweigsame Mahlzeit.

Nach dem Tischgebet beginnt der Sepp in allen Taschen zu suchen. „Zum Teufel nein, wo hab' ich denn meine Pfeifen hintan?“

Da blinzelt ihn der Jungtnecht von der Seite an — so halb schalkhaft und doch halb besangen — und sagt: „Die Pfeifen? Ja, weißt, ich hab' glaubt, die g'hört gar nimmer dein. Weil d' doch g'sagt hast, daß Eigentum Diebstahl is. Und da hab' ich ' dem Hansl geben. Daß der arme Bub auch einmal eine Freud' sollt' haben. Und daß die Leut' nit sagen können, der Köpflacher Sepp wär' ein Dieb . . .“

Wie nun der Sepp auffahren will in hellem Zorn, macht der Hausvater eine Bewegung mit der Hand, daß dem Sepp das Wort im Munde stecken bleibt.

„Laßt 's die Dummheiten sein,“ grollt er, „jetzt reden wir einmal ernster Weiß!“ Ganz wild, schier zum fürchten, schaut er aus. Und ist doch ganz unheimlich ruhig dabei. „Was die Leut' sagen — ich hätt' mir's längst schon denken können. Aber weil ' einem das Schlechte immer nur hinterm Rücken nachreden und nit



Der Kesperl stehen die Tränen in den Augen. Aber sie zwingt sie tapfer zurück.

ins G'sicht hinein, drum bin ich's heut erst inne worden. Wo 's der Pfarrer frei von der Kanzel 'runterg'sagt hat.“

Mit der geballten Faust haut er auf den Tisch, daß die Teller zu tanzen anheben und die Mirzl jäh aus ihrem Verdauungsdüffel aufschreckt. „Daß einem so was passieren muß. Einem

Röflacher! Daß die Leut' mit Fingern auf einen weisen und die alte Mutter sich die Augen ausweinen muß vor Scham . . ." Einen tiefen Schnauer tut er, dann hat er seine frühere unheimliche Ruhe wiedergefunden. „Zwei Wochen lang hab' ich dich faulenzzen lassen und ein Leben führen wie der Herrgott in Frankreich. Ich hätt' dir's auch weiterhin noch gönnt eine Zeitlang, wanngleich 's mir selber nie so gut gungen is in mein' ganzen Leben. Aber — hab' ich mir denkt — er hat sich das bißl Faulenzzen sauer verdient. Nach allem, was er hat mitmachen müssen die letzten vier Jahr' her . . .“

Seine Stimme wird ganz ungewohnt weich, wie er das sagt. Aber gleich darauf ist sie wieder hart, und ein harter Zug legt sich auch um seinen Mund. „Jetzt is's aus. Du selber hast es predigt die ganze Zeit her: Wer nit arbeit't, soll auch nit essen. Alsdam überleg' dir halt die Sach'. Bis morgen früh hast Zeit dazu. Wann's dann nit anders wird, so bist heut 's letzte Mal mit uns da an ein'm Tisch g'essen.“

Schwerfällig, als ob es ihn Mühe koste, sich zu erheben, steht er vom Tische auf. „Komm, Mutter, wir gehn miteinander ein bißl auf die Felder 'naus. Mir is's heut zu eng da in der Stuben . . .“

— Lang, endlos lang ist so ein Sonntagnachmittag, wenn der Mensch nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll. Im Hause alles still und tot. Die Alten fort, der Jungknecht auch ausgeflogen, der Hansl wohl in irgendeinem versteckten Winkel, um sich beim ersten Pfeifenrauchen die erste Ueblichkeit zu holen. Nur der steinalte Lipperl und die blutjunge Mirzl sind noch daheim. Und der Hofhund und die Hauskat'. Die schnarchen ein Quartett zusammen.

Da denkt der Sepp, es wär' vielleicht das beste, der Angerer Neiserl wieder ein gutes Wörtl zu geben. Wie er aber zum Angererhof kommt, und hinübergrüßt zu ihr, da hebt sie sich jäh von dem Bänklein, wo sie so oft am stillen Feierabend mit ihm geseßen und geplaudert hat, geht rasch ins Haus hinein und zieht die Türe hinter sich zu.

Da denkt der Sepp zum zweiten: „Is's, wie's is, — jetzt such' ich mir den Rainegger Franzl auf und verprügl' ihn, daß er für eine Weil' außs Verliebtsein vergessen soll. Das wird ihm g'und sein. Und mir auch.“

Aber der Franz ist nirgends zu finden. Nicht zu Hause, nicht auf den Feldern, nicht im Wirzhaus. Und so führt denn der Sepp seinen Zorn und sein Herzeleid einen halben Tag lang spazieren, ohne Zweck und Ziel. Und als es endlich Abend ist, da ist ihm zumute, als hätte er die Prügel bekommen, die er dem andern vermeint. Jeder Knochen tut ihm weh von dem närrischen Laufen bergauf und bergab, im Kopf ist ihm

ganz wüßt, als hätte er einen ausgewachsenen Kagenjammer. Und hat doch nicht ein Tröpflein Wein getrunken den ganzen Tag!

Beim Nachtmahl, das diesmal ganz schweigsam verläuft, tut er's dem Hansl, dem Halterbuben, nach: rührt keinen Bissen an und verliert sich vom Tisch, sobald es nur angeht. Der Unterschied ist bloß der, daß der Hansl trotz Pfeifenrauchen und Seekrankheit in seinem Futterbarren bald den tiefen Schlaf der Jugend findet, während sich der Sepp die halbe Nacht schlaflos im Bette wälzt. Endlich — gegen Morgen schon — fällt ihm ein, was dort in Rußland einmal einer gesagt hat, den sie dieses Wortes wegen damals verfolgt und geächtet haben: „Die Menschheit ist noch nicht reif genug, die bolschewistische Idee in sich aufzunehmen . . .“

Ja, so wird's wohl sein. Und so trifft ihn, den Röflacher Sepp, kein Verschulden, wenn diese beschränkte Menschheit noch ein paar tausend Jahre länger auf ihre Seligkeit warten muß. Er hat sein möglichstes getan. Wenn diese Leut' zu dumm sind, ihn zu begreifen, so sollen sie ihn einfach gernhaben. Er mag nicht dem Bolschewismus zulieb die Angerer Neiserl an den Rainegger Franzl verlieren. Und überhaupt: er will auch seine Ruh' haben und schlafen können. Und er schläft nun richtig ein . . .

Oh' noch die Sonne den ersten Blinzler tut über die Berge her, ist der Sepp schon wieder auf. Geht mit den andern außs Feld hinaus und schafft mit ihnen bis in den sinkenden Abend hinein. Keiner wundert sich darüber, keiner sagt ein Wort dazu. Als müßte das so sein. Und der Sepp hatte sich doch wenigstens eine lobende Anerkennung erhofft als schwachen Ersatz für das Aufgeben seiner hochfliegenden Ideen . . .

Auch das Abendessen verläuft, als ob der Sepp gar nie vom Hause fortgewesen, als ob die vier letzten Jahre überhaupt nicht in der Zeitrechnung gestanden wären. Der Hausvater spricht von der Ernte und über die Arbeitsordnung der nächsten Tage, der Jungknecht wackelt aufmerksam mit dem Kopf dazu. Und denkt dabei doch nur an den Schießprügel, den er oben im Walde versteckt, und an den Rehbock, der heut abend wieder über die Spitalleiten gewechselt ist . . .

Im Ofenwinkel duselt der alte Lipperl stumpsinnig vor sich hin, schiebt die kalte Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und nimmt das für eine genußfrohe Beschäftigung. Und die Mirzl nickt mit dem Kopf wie ein Pagoderl, fährt alle fünf Minuten erschrocken in die Höhe und ärgert sich, daß die andern noch immer nicht ans Schlafengehen denken.

Einzig der kleine Hansl ist heut ganz ein anderer, als er sonst immer war. Er weiß es selbst nicht recht, was er eigentlich ist. Gestern, da ihm der Jungknecht die Pfeife des Hausjohnes überreicht gehabt, hatte er sich als Mann

gefühlte. Heut hängt der Nasenwärmer wieder sauber geputzt in des Seppens Mund. Da ist er, der Hansl, nun wieder bloß ein Halterbub . . . „Schad', daß die neue Zeit noch nit da is,“ denkt er. „Da g'höret die Pfeifen vielleicht doch schon mein . . .“

Nun steht der Bauer vom Tische auf. „Schlafenszeit, Leut! Morgen is auch noch ein Tag.“ „Wohl, und ein schwerer auch noch!“ fügt der Sepp bei. „'s Wetter schaut gar nit gut her. Da müssen wir uns schleunen, daß wir 's Heu von der Waldwiesen einbringen, bevor ein Regen kommt.“

Wie er das sagt, so ruhig und selbstverständlich, schaut ihn die Mutter an dabei mit völlig verliebten Augen. Ganz heimlich und verstohlen streichelt sie ihm leise über den Armel. „Gute Nacht, Sepp!“ sagt sie. Sie hätte gerne dazugesetzt: „Du mein lieber Herzensbub.“ — Aber das traut sie sich schon nicht mehr. Es würgt sie wieder so eigen im Halse, und das helle Raß steht ihr auch wieder in den Augen, ohne daß sie ihm zu wehren vermag. Und doch ist der Köflacher-Mutter so wunderselig und glücklich zumute dabei. Es sind ja wieder Freudentränen, die sie weinen kann . . .

Die Tüftler auf dem Salbest.

Eine Schwarzwaldgeschichte von Wilhelm Fladt (Freiburg i. Br.).

Wenn irgendwo in einem Tal zwischen Furtwangen und Billingen einem Schwarzwaldmüller der Geduldfaden riß, weil irgendwo in den Mahlgängen oder am Wasserrad etwas haperte, dann hieß es immer zuguterleht: Jeker ka nur no d'r Blessing helfe!

Der Blessing war ein armer Schlucker und seines Zeichens ein Zimmermann, der droben auf dem Salbest bei Unterkirnach hauste. So nebenbei war er der Mühlendoktor, und es gab keine Wäldermühle von Schramberg bis Donau- eschingen, in der der Salvester noch nicht die Finger im Werk gehabt hatte.

Der alte Blessing konnte alles. Wenn er nach glücklicher Vollendung der Mühlendoktorei sich die wohlwollende Zufriedenheit eines behäbigen Talmillers erworben hatte, dann kam sicher noch die runde Frau Müllerin und hatte eine Kappe voll Sonderwünsche für den Allerweltsjassa. Einmal war am Mehltrug ein neuer Deckel nötig; das war zwar Schreinerarbeit, aber der Blessing konnte es auch. Im Stall brauchte man einen Verschlag für die Gänsezucht; selbstverständlich war das des Blessings Sache. In der großen Stube hatte die alte Pendeluhr seit ein paar Wochen Raupen; die verstand keiner besser auszutreiben als der Blessing.

So ein paar bresthafte Wälderuhren hingen

überhaupt immer auf dem Salbest droben, daß der Blessing sie flicke. Das ging zwar ein bißel über das Zimmermannshandwerk und über die Mühlenmacherei hinaus. Aber wer mit scharfem Blic und kundiger Hand in das Werk einer störrischen Wäldermühle zu greifen verstand, bigost au, der wird doch auch mit dem Räderwerk einer verzwirbelten Bauernuhr zurechtkommen! Das war drum so eine richtige Winterarbeit, wenn's doch nichts zu zimmern gab und wenn die Mühlräder in die Wälderbäche hineingefroren waren.

Dann rückte der Salvester den Tisch aus dem Herrgottswinkel ganz ans vordere Fenster und rüstete Schraubenzieher und Feilen, Stejzen und Zänglein und dies und das. Dann ward behutsam so eine alte Bauernuhr auseinandergelegt und getüftelt und gebastelt, bis es wieder klappte. Hüben von ihm saß der Karli und drüben der Marti, zwei frische rotbackige Buben und spanisten auf des Vaters Hantierungen, als ob sie's morgen auch schon können müßten. Allerweltsbuben waren's, die zwei, die gar bald dies und jenes erlickert hatten und dem Alten trefflich zur Hand zu gehen wußten. Er hatte auch seinen Stolz auf seine zwei Kerli, der alte Salvester, und wenn's gelangt hätte, warum nit gar, dann hätten sie auch ihrem Lieblingswunsch folgen dürfen, zu einem tüchtigen Uhrmacher in die Lehre zu gehen. Aber — dazu waren die Buben zu dünn gesät.

* * *

Vom Christkindlismarkt in Furtwangen hat einmal der Salvester seinen Buben eine Mundharmonika mitgebracht. Ei der Tausend, war das eine Freude! Jeder hat darauf dudeln wollen, der Karli und der Marti.

Auch der Vater selbst hat's probiert, wenn sie im Abendsonnenschein auf der Ausguckbant vorm Salvesterhäuslein saßen.

„Seht, wie die Sonne dort sinket,
Abendlich dunkelt das Feld“

Klang es sinnierend in den dämmernden Abend.

„Hüttlein, nun sei uns willkommen!
Heut ist die Arbeit vollbracht.
Der uns das Werk abgenommen,
Sendet die feiernde Nacht.

Hört ihr das Glöcklein? Mit traulichem Klang
Ruft es zur Hütte den Abendgesang,
Läute, o Glöcklein, nur zu,
Läute zur süßen Ruh!“

Wie sie dann nach dem bescheidenen Abendimbiß drin saßen auf der warmen Chunst und das Kienspanlicht seinen roten, warmen Schimmer in die heimelige Stube leuchtete, da haben sie zu dritt Luftschlöffer gebaut. Luftschlöffer?

„Weisch,“ meinte der Karli zum Vater und deutete auf ein eben fertiges Laufwerk, das der Vater in den Winterabenden geschnefelt hatte,

„einer von dine Figure sollti an Musik mache künne!“

Ei ja freilich! Das wäre was gewesen! Da stand nämlich auf einem glitzernden Glassplitterberg mit grünen Tannenbäumchen ein auswinziges Schindeln gefügtes Kapellchen. Wenn man neben dem Berg an einem Driller drehte, dann fing es im Berg drin an zu surren und zu summen, als ob nun die Berggeister einen Zauber üben wollten: An der Kapelle ging die Türe auf und heraus kam still und feierlich ein frommer Einsiedelmann, der im Turm der Kapelle das Glöcklein läutete. Und aus dem Innern des Glierberges hervor bewegten sich auf einmal rote, weiße, blaue und grüne Engel, die rings um den Berg herum einen Reigen tanzten.

Das wäre freilich was gewesen, wenn die Engel so eine

himmlische Musik hätten machen können.

Und das mit so einer Musik das hat fernerhin den Vater immer geplagt und seine zwei Buben. Aber wie? Wie das machen?

Und mit ihrem Tüfteln und Sinnieren ist der alte Salvester hinübergegangen; wo rote, weiße, blaue und grüne Engel im Klange

ewiger Welten einen himmlischen Reigen tanzen; ist der Marti drüben auf dem Sattelhof bei Güttenbach ein Hüterbub worden und ist der Karli fortgezogen in die weite, weite Fremde, wo er von klugen Meistern mehr zu erlernen hoffte, als das einschichtige Grübeln im Salvester Bergwinkel ihm zu geben vermochte.

Aber auch den Marti hat's nicht lange auf dem Sattelhof geduldet. An seinem siebzehnten Geburtstag hat er sein schmales Mäntel geschnürt und ist auf Schusters Klappen gewandert und gewandert, bis er drüben in Moskau bei der weltbekannten Schwarzwälder Uhrenhandlung Brucker-Compagnie ein für seinen vom Vater ererbten Tüftelsinn passend Plätzlein fand — und für sein brüderlich Heimweh — den Karli.

Sapperlot, der Karli! Der Tüftel — Karli! Da saßen sie nun abends nach des Tages werktätiger Schicht droben in einem Dachkammerlein, schauten hinüber nach den Goldkuppeln der Moskautadt, sangen heimwehkrante Schwarz-

waldlieder und musizierten — und probierten und musizierten auf allen möglichen Instrumenten, deren sie nur habhaft werden konnten. Und nach des Vaters Vorbildern verfertigten sie in dem bei der rührigen Brucker-Compagnie geläuterten und gefestigten Geschmaack mechanische Laufwerke mit allen möglichen ernstern und heistern Männlein und Weiblein. Drunten im Wert bauten sie Drehorgeln, die wehmütige Pustelieder spielten und heimatliche Schwarzwaldklänge.

Auf einmal aber haben's die zwei mit dem Heimweh gekriegt, und ihre Sehnsucht war erst gestillt, als sie wieder im lauschigen Frieden ihrer Schwarzwaldberge saßen.

Drüben im Langenbach die Zähringers-Gertrud, ein puzber Wäldermädel, hat's dem Blessing-

Karli mehr angetan als alle die glutängigen Schönen im weiten Zarenreich, und gar bald gab's im Häuslein auf dem Salbest ein jungfräulich Leben.

Da saß er nun, der jung Salvester, der Karli, an des Vaters Werttisch in der großen Stube und tüftelte gleich dem alten Salvester an den alten sehnsüchtigen Gedanken herum, hantierte



Süßen sah der Karli und drüben der Marti und Ipanissen auf des Vaters Hantierungen.

daneben mit seiner treuen Gertrud in Bies' und Wald und Feld als rühriger Wälderbauer, schaukelte in der Feierabendrast seine zwei Mädchen mit „Mitte, ritte, hofsassa“ auf den Knien und freute sich, wenn lehrbegierig der Johanne, der Jakoble und der Konstantin neben ihm am Werttisch hockten und mit wissenschaftlichem Fragen dem Fortgang seines Schaffens zuschauten.

Grad wie damals, als er und der Marti dem alten Salvester den Wunsch geäußert hatten, daß seine Ringelreihenengel an der Einsiedelkapelle auch ein bißel Himmelsmusik machen möchten. Und grad daran grübelte er immer noch.

Ei, warum denn nicht? Da konnte doch unten so ein Drehorgelwert eingebaut werden und oben konnte ein mechanisch Laufwerk Männlein und Weiblein, Heiligen- und Engelscharen hüpfen, springen, laufen, tanzen und fliegen lassen; Dorfgeiger konnten da die Fiedel streichen, pausbacige Bombardoner liebliche Weifen blasen,

lustige Magister fröhlich den Taktstock schwingen; ehrwürdige Apostel konnten sich da sittsam vor einem gestreng thronenden Gottvater verbeugen; Gockelhähne konnten mit den Flügeln klappern und grüne Drachen konnten gegen den güldigen Sankt Jörg den feuerroten Nachen aufsperrn.

Kam manch ein großkariertes Engländer selbigsmal auf die Kirnacher Höhe hinaufgestiegen, um von Weltenfahrt und Lordschaftsbummel ein selten Kunststück des Salvester Lüstlers mit nach Hause zu bringen.

Der aber saß und sann, bis er eines schönen Tags auf einem großen Bogen viele Mädlein, Stänglein, Walzen und Register gezeichnet hatte und freudig am Abend im Herrgottswinkel den Seinen erklärte: „So, jezer isch es so wit!“

Andern Tags schon räumte er all die mancherlei Kleinwerke hinweg, die angefangen und halb-fertig dalagen und herumstanden, und begann fleißig und emsig ein geschäftig Hantieren. Tage, Wochen, Monate! Mädlein griff in Mädlein, Werk fügte sich an Werk. Trommeln wirbelten, Triangel klingelten, Posaunen dröhnten, Trompeten schmetterten, Flöten sangen, Geigen strichen. Immer mehr klang es zusammen in sich vereinender Harmonie. Nicht Tag, nicht Nacht hielt er mehr Raft, selbst dann nicht, als das unablässige Schaffen ihm an den Kräften zu zehren begann. Es half nichts, daß Weib und Kinder und sein ehrlicher Bruder Martin ihm zuredeten, sich mehr Ruhe zu gönnen.

„Jezer isch's im Zug!“ wehrte er bestimmt und freundlich die um ihn Besorgten ab. „Loffet mi mache!“

Sie ließen ihn gewähren — und umsorgten und umhüteten ihn in Treue. Eines Morgens aber fanden sie ihn entkräftet neben dem Werk-tisch liegen. Als der Doktor von Furtwangen herüberkam, verordnete er strenge Bettruhe, wenn das schwache Herz sich wieder kräftigen sollte. Aber die Fieber kamen, und in aufgeregten Träumen sprach der Kranke immer wieder und nur von seinem großen Musikwerk. Kaum konnten sie ihn auf dem Lager halten, wenn er unter Tags ein wenig bei hellen Sinnen war.

Erst dem Zureden seines biedereren Bruders Martin gelang es, seine Sorgen zu zerstreuen, als er ihm zusagte, er wolle nach des Kranken Anweisungen an dem Werk weitermachen.

So schoben sie das Krankenbett in die große Werkstube, wo der Martin nach den Anordnungen des immer schwächer werdenden Bruders letzte füngende und ordnende Hand anlegte an das große Werk.

Am 17. März 1820 in der Morgenfrühe war es, daß der Martin dem erfreut aufhorchenden Kranken berichten konnte: „'s ischt fertig — in Gotts Namen!“

Freudig erregt richtete sich der Kranke im

Bette auf und bat mit schwacher Stimme: „Martin — laß es — laufe!“

Sie waren allein in der Stube. Und der Martin drehte an der Kurbel, und auf einmal klang und tönte es, hell und klar und voll und gewaltig:

Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke.
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit.

Von dem Klang angelockt kamen die Gertrud, die Buben und die Maidlen und horchten bewundernd. Mit großen, siebrigen Augen, alle Muskeln und Nerven angespannt, lauschte Karl Blessing den ersten Klängen seiner Schöpfung. Mit allen Sinnen hing er an dem Werk.

In wundervoller Harmonie klangen die Töne in die Herzen der stummen und ergriffen lauschenden Hörer. In jubelnden Chören klang es aus: So bleibst du in Ewigkeit.

Der Meister im Krankenbette lag mit an-dächtig gefalteten Händen in den Kissen — ein stilles, sanftes Leuchten in den verklärten Zügen.

Martin Blessing trat als erster zu ihm hin-über, um in seltsamer Bewegung dem Schöpfer des Werkes die Hand zu drücken. Karl Blessing rührte sich nicht. — Des Meisters Herz hatte den letzten Schlag getan. Doch auf dem Gesicht des Toten lag es wie ein lichter Schein glückseligen Friedens.

Drei Tage darauf haben sie ihn begraben. Von nah und fern waren sie herbeigekommen. Harte Wälderbauern wischten sich Tränen aus den Augen, als es neben dem Sarg des Toten in mächtigen Akkorden zu spielen anhub: Großer Gott, wir loben dich!

Und unter den Klängen seines eigenen Kunstwerkes, des ersten großen Orchestertrons, das auf dem Schwarzwald gebaut worden war, haben sie den Lüstler vom Salvest zur ewigen Ruhe gebettet, haben sie ihn hinübergeleitet zu den Gefilden, wo im Klange himmlischer Chöre getreue Seelen dem großen Gott ein urewio Lied singen.

Wie das Hornberger Schießen ausgegangen ist.

Eine lustige Wäldergeschichte von Wilhelm Stadt.

Der Hornberger Ratschreiber Lukas Straubinger ist ein rumorig Blut gewesen. Keine Ruh hat er gehabt, bis anno 1514 die Bauern von Tal und Hüh hinter ihm hergezogen sind und bis sie den Herren und Junkern in Burgen und Schlössern das Bumbumliedlein um die Ohren geknallt haben. Man hat ihnen zwar selbigsmal die ledernen Hosens

böden geklopft den aufständischen Bauern, und dem rumorsamen Ratschreiber haben sie tüchtig das Wams ausgestäubt. Was tat's? Ein bißel Abwechslung muß sein im Leben, sagen sie zu Hornberg.

Diese Gefinnung von anno dazumal ist ihnen im Blut steckengeblieben. Ganz absonderlich aber das Gehaben mit so einer Kugelbüchse; gerade das war so etwas, was den biedern Bürgern besonders gepaßt hatte. Sie haben drum eine Schützengilde zuwegegebracht, die allsonntäglich hinten im Schützengrund ehrsame Bürgernasen mit einem Pulverriechlein und ehrsame Bürgerohren mit einem gutbürgerlichen Knallen bekanntmachte. Da bekam man dann auch einmal etwas anderes in die Hand als einen klobigen Dreschflegel oder eine ungattige Mistgabel. Und — wer kann's wissen? — könnte nicht wieder einmal so eine Raibengeschichte sich begeben? Da mußte man doch beizeiten wissen, wie man so einen Schießprügel richtig zu heben hatte, daß der Schuß nicht hinten hinausging. (Selbigsam soll's vorgekommen sein.)

Also hatten sie eben eine Schützengilde zuwegegebracht und allsonntäglich probten sie nun am Schützenrain mit Piff, pass, bum, wie man die schicklichsten Löcher in die Luft machte.

Anno 1700 war noch ein absonderlicher Grund dazugekommen. Galt es doch, das neue Jahrhundert gebührend willkommen zu heißen. Und wie anders sollte dies würdiger geschehen, als durch ein feierlich festlich Schützenfest?

Aus allen Winkeln holten sie die klobigen Feuersteinflinten, sie füllten die Pulverhörner und rüsteten sich, hinauszuziehen an den Schützenrain.

Es war ein herber Maiensonntag. Daß man sich nit allzusehr in die verfrorenen Finger hauchen mußte, hatte der Hornberger Leuenwirt für innere Wärme gesorgt, sintemal das Jahr zuvor am Ortenberg und am Zellerberg drüben ein heißblumig Tränklein gewachsen war. Die Hornberger Wibervölker hatten zwar das schützenfesthungrige Mannenvolk im nicht ganz ungerechtfertigten Verdacht, daß sie weniger aufrichtig auf Schützenrohr und Schützenscheibe abzielten als vielmehr auf ein bieder Zinnkrügel schwenken beim allzeit aufmunternden Leuenwirt. Sie mögen's getroffen haben; denn schon als sie unterm Leuenwirtschild zum Ausmarsch sich sammelten, gab's einen ermutigenden, seelenwärmenden Umtrunk. Und der Leuenwirt, fürsorglich wie eben nur Leuenwirte sind, hob alsbald ein dickbauchig Fäßlein Zeller Roten auf eine Fuhre, um im treuen Gefolge dem Zuge nach der Schützenwiese das Durstgeleit zu geben.

Ganz fürtrefflich nahm es sich aus, als sie in Reih und Glied die Breite Gasse hinaufzogen, jeder Flinte und Pulverhorn am Riemen über die Achsel und jeder am schwarzen Bauernhut

eine Gockelhahnfeder. Soll da und dort ein Herr Ritterki selbigsam einen verrupften Schwanz gehabt haben. Vorauf stolzte mit Trallerabumtrara die Hornberger Bürgermusik daher, vor und neben dem Zug trabte mit Hallo und Kraffel die liebe Wälderjugend, und dahinter folgte in farbenfrohestem Trachtenputz all das Wiber-volk, das die kommenden Heldentaten der Männer und Väter feiernd miterleben wollte. Hinter dieser Festtagsparade kam sittsam des Leuenwirts Brauner und hatte auf blumenbekränztem Wagen des Festtags liebliche Weihe, ein bauchig Fäßlein, auf dem rittlings in schmunzelnder Würde Sebastian Stelcker, des Leuenwirts lieblicher Hüter, festlich-feierlich thronte. Und hinter dem Wagen schritten in lachender Fröhlichkeit Hinz und Heiner, des Leuenwirts Haus- und des Hienerwabelsbecken Teigpfefersknecht, und trugen über der Achsel an zwei langen Stangen eine Reihe blitzblanker Zinnkrüge. Ihnen hintennach schaltete des Hienerwabelsbecken alte Lene auf poltrigem Schiebkarren drei bauchige Körbe voll knuspriger Laugenbretzeln, auf daß auch die festfrohe Hornberger Jugend für den väterlichen Schützenabtag zweckdienliche Anwendung finden möge.

Einz nur war dieses Mal besonders bedauerlich, daß am Ehrenplatz an des Zuges Spitze zwischen Gildemeister und Bürgermeister der hochgeachteten Stadt Hornberg kein festlich geschmückter Schützenkönig schritt. Hannesjörg Guldenschuh, der das letzte Jahr diese ehrenvolle Würde sich erobert hatte, war anläßlich der auch damals schon üblichen nachfesttäglichen Schützenfest-untrunke so sehr ins Bescheiden geraten, daß er auf dem Nachhausegang statt auf den ortsüblichen Stolperweg in die Gutach gekommen war. Gott hab' ihn selig! Es war ein so festlicher Rausch, daß ihm eigentlich ein selig Ausschlafen und selig Wiedererwachen diesseits wäre zu gönnen gewesen.

Aber es war nun einmal so. Helf' ihm Gott! Tröst' ihn Gott! — So einen Schützenkönig, der siebenmal hintereinander ins Schwarze schoß, kriegen sie in Hornberg nit mehr so bald wieder.

Und doch — und doch —! Die Hornberger Bürgerehre, die Hornberger Gildenehre, die Hornberger Schützenehre hätte es doch verlangt, daß dies Jahr einer zum mindesten sechsmal seine Kugel in die Mitte setzte.

Das hatten sie richtig so erwogen. Und „Ei der tausend, ja!“ hatte im biederem Schützenrat Theodor Armbruster, der Gildemeister, gesagt. „Da müssen wir halt tüchtig Schützenprobe halten!“

So war's drum gekommen, daß sie den klüglichen Beschluß faßten, an jedem Maiensonntag zu Ehren des neuen Jahrhunderts ein Hornberger Schießen abzuhalten. Als eigentlich Schützenfest sollte aber erst der letzte Maiensonntag

gelten, die vier vorausgehenden sollten lediglich so Probefeste sein, den lieben Schützenbrüdern in kameradschaftlicher Ziel- und Schießübung die erforderliche Sicherheit zu verleihen.

Der Huberkrämer am Gutachertor hatte sechs große Fässer voll Pulver herbeigeschafft, für jedes Probefest ein Faß und für das Hauptfest, das den neuen Schützenkönig bestimmen sollte, zwei Fässer voll herzoglich württembergisch Landeschießpulver, erworben und nach Hornberg geleitet mit wohlgewogener Bewilligung einer hochpreislichen herzoglich württembergischen Landesregierung.

Und nun pfliffte, paffte, frachte und knallte es im Hornberger Schützengrund, daß drob alle Hornberger Wald- und Feldhasen ein ansteckend Springfieber kriegten.

Gegen halber fünfze am Abend des ersten Maiensontags erschien im Schießstand der Huberkrämer vom Gutachertor und eröffnete der hochhehrsamem Knallergilde, daß im ersten Pulverfaß auch nicht ein Stäublein mehr sei. Man hatte oben in wilder Lust viel schützengerechte Böller getan. Da tat der Plunzenvurftler Gottschalk Psefferle einen Hopser, warf den Hut in die Luft und sing den schönen zweiten Vers des schönen Hornberger Schützenlieds an:

Und hau wir keinen Bulver mehr,
ei, ei, das ist ein Schaden,
dann kann man seinen Schießgewehr
nit laden mehr, nit laden.
Zhr Brüder, heisa! heiter!
Beim Leuwirt laden wir weiter!
Piff! paff! bum!

Und im Chorus fiel fröhlich der ganze Schützen-
schwarm ein:

Zhr Brüder, heisa! heiter!
Beim Leuwirt laden wir weiter!
Piff! paff! bum!

Sie mußten die Weise in wackere Tat umzu-
setzen, zogen in fröhlicher Reihe ins Städtlein
zurück und — luden beim Leuwirt weiter,
brüderlich und kreuzfidel, sintemal im Leuwirt-
wirts haus ein trefflich flüssig Ladezeug zu haben
war, so knallig und so dunderstießig, daß es
in manchen Hornberger Bürgerhäusern noch
andern Tags gepulvert hat.

Den Sonntag darauf gelang es dem Nachdruck
etlicher ehr- und tugendfamer Hornberger Bür-
gersfrauen, die Ladetüchtigkeit ihrer biederer
Ehemänner einstweilen — aber nur einstweilen
— in gleichmäßigere Bahnen zu lenken. Als
nämlich bereits um die vierte Stunde der wackere
Huberkrämer den heute besonders schlechtlichen
Schützenbrüdern verkündete, daß das zweite
Pulverfäßchen zur Reize gehe, da erreichten die
entschiedenen Wünsche der Hausfrauen, in Sorge
um die allzusehne Ausdehnung des Festtags-
trunks, daß ein weiter Fäßlein herbeigerollt
wurde, trotzdem selbiges erst bey Schießbedarf

des nächsten Sonntags darzustellen sollte. Das
End vom Liede war, daß abends um sechs auch
das zweite Pulverfaß einen leeren Boden hatte.

Da aber die nun so wirksam erweiterte Knal-
lerei einer besondern Feier bedurfte, so fanden
sich zum würdigen Abschluß des Heimmarsches
die lustigen Schützenbrüder beim Leuwirt zu-
sammen, um bei Herdäpfelsalat, faurem Leberle
und Zeller Notem die Ereignisse des frohen Nach-
mittags gebührend zu besprechen.

Als sie es am nächsten Maiensontag ebenjo
machten wie am verfloffenen, erhob sich auf ein-
mal beim nachfeiernden Umtrunk Wunibald
Wöhrlle, der Spitalküfer, nachdem er bereits
seit etlicher Zeit an den Fingern eine schwierige
Rechnung gemacht hatte, und sprach gewichtig:
„Zhr lieben Schützenbrüder! Ich han da eben
errechnet, daß in des Huberkrämers Pulverkeller
sechs Fäßlein Pulver gekommen sein. Han wir
aber am vorvorigen Sonntag ein Faß, han wir
am vorigen Sonntag zwei der Faß und auch
heute zwei der Faß mit schützenbrüderlichem
Schießen verbraucht. Sind eins und zwei gleich
drei und zwei gleich fünf. Wolle ein hochhehr-
samer Gildenrat erwägen, daß für ein nächst-
sonntäglich Schießen nur noch ein Fäßlein, für
das Hauptfest hingegen nichts mehr verbleibe!“

„Er hat bigott recht!“ bestätigte Theodor
Armbruster, der Gildemeister, nachdem auch er
an den Fingern die Richtigkeit der Rechnung
nachgeprüft hatte. Und nun begann ein bedeut-
sam Erwägen, in dessen Verlauf man zu dem
Entschluß kam, eine hochpreisliche herzoglich
würtembergische Landesregierung um die hoch-
geneigteste Bewilligung submissst zu bitten, daß
die herzoglich württembergische Pulverkammer
ermächtigt werde, einer gehorjamt ergebenen
Stadt Hornberg für dero Schützenfest noch wei-
tere fünf Faß Pulver zu liefern.

Und allsogleich am andern Tag spitzte der
Hornberger Bürgermeister einen neuen Gänse-
fidel und schrieb einen untertänigsten Bericht, auf
daß er im ordnungsgemäßen Instanzenweg den
Nöten der Hornberger Schützengilde bei einer
hohen Landesregierung sich geneigtest Gehör
verschaffe.

Da auch schon selbigmal in einer hochfürst-
lichen Landeskantlei scripta et rescripta auf
einer langen Bank in sein säuberlich zeitlicher
Ordnung die Ehre widerfuhr, reihgemäßer Er-
ledigung entgegenzuharren, blieb die erwünschte
Erledigung vorerst aus, so sehr die Hornberger
sie auch ersehnten.

Man vertröstete sich in den Reihen der
Schützengilde auf eine baldige wohlwollende
Verbescheidung und entschloß sich, indessen beim
nächstsonntäglichen Schießen das letzte Fäßlein
zu verpulvern in der Hoffnung, daß der darauf-
folgende Schützenkönigsonntag über all die ent-
gangenen Freuden hinwegtrösten werde. Denn

bis dorthin werde längstens neues Pulver beim Suberkrämer eingetroffen sein.

Sie hatten gerade das letzte Korn Pulver verböllert und saßen nun mit ihren Hoffnungen für den nächsten Sonntag im gastlichen Leuen, als auf einmal Hufgeklapper die Gasse heraufkam, beim Leuenwirthshaus ein herzoglich württembergischer Staffettenreiter vom Gaulle sprang und alsbald in die große Stube trat.

„Sicht d'r Burgemeischder do?“ fing er an zu schwäbeln. Man wies ihn an den Tisch im Herrgottswinkel, wo sich bereits der Stadtgewaltige erhob und nach des Melbereiters Begehre fragte.

„I han do e Briefe von uisere Durchlaucht!“ meldete der Mann, salutirte respektvoll mit der Linken am Dreispiz und überreichte mit der Rechten dem Bürgermeister den siebenfach gesiegelten Brief. Eigentlich hätte er nach dem herzoglich württembergischen Zeremonienreglement mit der Rechten salutieren sollen. Allein das soll einmal ein herzoglich württembergischer Hofzeremonienmeister vormachen, wie man mit der rechten Hand einen hochfürstlichen Durchlauchtsbrief überreicht und gleichzeitig mit derselben Hand salutirt.

Unter dem stillschweigenden Staunen der ganzen Wirthsstube erbrach der Bürgermeister den Brief und las — und erschrak.

Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg teilte dem Bürgermeister seiner vielliebten Stadtgemein Hornberg huldvollst mit, daß man ihm viel Ergötzliches von den Schützenseiten seiner wackeren Hornberger Untertanen vermeldet habe und daß er darob den Beschluß gefasset, heute am vierten Maienjonntag abends gegen fünf Uhr in diejer vielliebten Stadt Hornberg einzutreffen, auf ein Stündlein im Kreise der Hornberger Schützengilde sich an dero Treiben zu belustigen.

Der Bürgermeister kratzte sich hinterm Ohr. Und als die Hornberger Ratsherren den Brief gelesen hatten, kratzten sie sich auch hinterm Ohr. Der Bildemeister machte ein dummes Gesicht. Und auch die Schützenbrüder brachten kein gescheiteres zuwege.

Der „Färst“ wollte zum Schützenfest kommen und sie — hatten kein Pulver mehr. Und nit einmal einen Schützenkönig hatten sie.

„Zu allererst,“ sprach der Bürgermeister, „muß ein Schützenkönig her!“

Da kratzte sich der Bildemeister wieder hinter den Ohren. Dem offenbar unter der Wirkung des guten Zeller Roten hatte heuer kein einziger Schütze noch ins Schwarze getroffen, nit einmal der Bildemeister nit.

Der Bürgermeister wußte Rat. „Muß halt der Schützenkönig werden, der am meistenmal zunächst dem Schwarzen getroffen hat!“ entschied er.

Und sie holten den Philipp aus dem Spital herbei, der zurzeit bei der Schützengilde in Hornberg die Stelle des Zeigers im Schützenstand versah. Er kam und man befragte ihn, wer am meisten nächst der Mitte getroffen.

Der Philipp setzte die Schildkappe auf die andere Seite seines etwas stark geratenen Spitzärdickkopfs, um Platz zu kriegen, sich hinterm Ohr zu kratzen, und fing verlegen an zu gagen: „D—d—d—d—deß isch e d—d—d—d—dummi Gschicht — ihr H—h—h—Herre! 's—s—s—s hat g—g—g—gar keiner d—d—d—d— Schibe troffe!“

Jetzt fing die ganze Schützengilde an, sich hinter den Ohren zu kratzen. Und der Herr Bürgermeister kam zum Schluß, daß es auch ohne Schützenkönig gehen müsse.

Aber — ohne Pulver ging's nicht. Aber woher nehmen so schnell? In einer halben Stunde schon mußte die Durchlaucht mit ihrem Gefolge eintreffen.

Bürgermeister haben oft rettende Gedanken. Auch dem Hornberger Stadtoberhaupt kam, offenbar unterm Einfluß des Zeller Roten ein solcher.

„Ihr Herrn vom Rat der herzoglich württembergischen Stadt Hornberg!“ sprach er, überlegend den Zeigefinger an der langen Nasenspitze. „Gehet hin und trinke jeder zur Kräftigung seiner Stimme schnell noch ein Schöppllein Zeller Roten. Und alsdann ziehen wir miteinander hinaus ans Gutachertor, Seine Durchlaucht gebührend willkommen zu heißen und nach dem Schützenrain zu geleiten. Ihr wißt aber, Ihr Herren, daß nach den Vorschriften des herzoglich württembergischen Zeremonienreglements beim Einzug Seiner herzoglichen Durchlaucht in eine Stadtgemein selbige Hochderoselben mit hundertundeinem Böllerschuß zu empfangen habe. Sinte-mal wir zu Hornberg aber unser Zündkraut verschossen, verteilen sich die Herren Räte auf die Zinnen der Stadtmauer, und so dann beim Herannahen Seiner Durchlaucht unser Stadtprofosß Ezechiel Pfamenschmidt mit Schwenken der Stadtfahn' ein Zeichen gibt, schreit ihr alle auf ein einzigmal laut und kräftig hundertundeinmal „Bum“ und wieder „Bum“ und „Bum, bum, bum!“ Da währenddessen feierlich und festlich alle Glocken der Stadt läuten und ein gemein Volk „Vivat“, „Heil“ und „Viktoria“ rufen wird, werden Seine Durchlaucht im Gedränge der Festesfreunde nicht zu bemerken ruhen, daß es nicht nach Pulver riecht!“

Und sie haben allsogleich zur Kräftigung ihrer Stimmen noch ein oder zwei Gütterlein Zeller Roten hinter die Binde gegossen, sind dann siegesicher ans Gutachertor hinausgezogen und haben sich keinen Gedanken darüber gemacht, wie sie Seiner Durchlaucht ein pulverloses Schützenfest vorzuführen hatten.

Die Hornberger Schulbuben mit freischgeschnänz-



„Die Hornberger Völlerkanone solltet emol do runter kumme!“ gebot der Fürst dem Bürgermeister, der eben anhub, mit dem silbernen Stadtpokal in der Hand die Willkommrede zu beginnen.

ten Näslein und die Hornberger Schulmädlein mit saubergewaschenen Gesichtern sind vom Gutachertor her bis ans Nathaus Spalier gestanden. Am Nathaus paradierten im Festtagsstaat die hochehrsamten Zünfte und am Gutachertor stand in Reih und Glied die Schützengilde. Vor dem Tor wartete, gewichtig die silberne Amtskette um den Hals, der Bürgermeister mit dem Stadtschreiber und dem Rentamtman. Oben auf dem Torturm schaute der Stadtprofoß die Straße hinauf, gewärtig die Fahne zu schwenken. Und hüben und drüben auf den Zinnen der Stadtmauer harreten die würdigen Väter der Stadt des Winkes, hundertundeinen Willkommvöller zu brüllen.

Und der festliche Augenblick kam. Ohrenbetäubend humbumte es, daß Seine Durchlaucht verwundert sich aus der Hoffkalesche herauslehnte. Aber sei es, daß Eberhard Ludwig von Württemberg jenen Tag etwas vom Zipperlein geplagt war, oder sei es, daß ihn die durchlauchtigsten Hühneraugen stachen — er betrachtete sich erst durch die goldene Lorquette die Horn-

berger Stadtmauer, legte dann horchend die hochfürstliche Hand an Hochdero Ohr — und geruhete alsdann die herzogliche Stirne zu runzeln.

„Die Hornberger Völlerkanone solltet emol do runter kumme!“ gebot er dem Bürgermeister, der eben anhub, mit dem silbernen Stadtpokal in der Hand, die Willkommrede zu beginnen.

Als die zwölf Ratsherren knieschlotternd vor der herzoglichen Staatskutsche standen, fing Seine Durchlaucht an: „Sodele! Ihr Malifizspizbube! 's Herrgettle vo Biberach soll nich pfeke! Ihr dorklede Hallonka!“

Und noch etliches gab er aus seinem fürstlichen Wörterbuch zum besten, und zum Schluß mußten sie im Ringum um die herzogliche Leibkutsche nochmals ihr Völlerschießen brüllen, bis dem Herzog und seinem Gefolge vor Lachen die Tränen über die Backen kollerten.

Dann ein abschließender Wink der herzoglichen Rechten und der Befehl, die stadtväterlichen Völlerbrüller und ihren ratsstüchtigen Bürgermeister acht Tage bei Wasser und Brot ins Sprizgenhäusl zu sperren, damit sie nüchtern

würden, die Hornberger Saufkumpane. Und ungnädig fuhr die herzogliche Kutsche gen Gutach zurück. Nüchtern sind sie worden, die Hornberger Ratsherren und ihr Bürgermeister, zumal sie am nächsten Sonntag, am letzten im Maien, noch im Spritzenhäusl geessen sind.

Ebenadrum und derothalben haben sie das Hauptschützenfest nit abhalten können, zumal auch bis dorthin das bestellte herzoglich württembergische Landeschießpulver ob des langen Instanzenwegs noch nicht eingetroffen war.

Und das ist die Geschichte, wie das Hornberger Schießen ausgegangen ist.

Der große Haeckel.

Von Franz Woas, Wiesbaden.

Unter den Toten des letzten Jahres ist einer, der zu Lebzeiten auf keinem Thron gesessen, der kein Heer befehligt, nicht einmal Kanzler noch Minister gewesen — und der dennoch mit dem, was er gedacht und gewollt hat, unzählige Menschen in ihrem Sein und Tun bestimmt und geleitet hat. Nur ein Professor war er, der halt so seine Bücher schrieb wie andere Professoren auch. Wie aber wirkten seine Bücher? Nicht daß er gerade etwas unerhört Neues darin kundtat; aber er wußte das, was er schrieb, so vorzubringen, daß es dennoch für Millionen von Menschen so gut wie völlig neu war, weil sie es vorher in der gelehrten Weise nicht gelesen oder zum wenigsten nicht verstanden hatten. Am 16. Februar 1834 zu Potsdam geboren, begab er sich schon in jungen Jahren, knapp dreißig Jahre alt, daran, die Lehren, welche der Engländer Darwin über die natürliche Entwicklung aller lebenden Wesen aufgestellt hatte, den Deutschen noch begreiflicher zu machen, als sie ihnen jener zu machen vermochte. Er bekam so alsbald den Beinamen „der deutsche Darwin“; er vertiefte die Lehren des Engländers, suchte sie durch eigene Forschungen noch fester zu begründen. Worauf diese Lehren hinausliefen, das ist — kurz gesagt — der Gedanke: Alles, was lebt und webt auf Erden, ist nicht fix und fertig, wie es dasteht, geschaffen worden, sondern hat sich von Urzeiten her aus sich selbst heraus entwickelt, und die tausenderlei verschiedenen Arten von Lebewesen, die es gibt, haben sich dadurch gebildet, daß sie fortgesetzt unter tausenderlei ganz verschiedenen Einwirkungen standen. Man kann sich denken, auf welchen Widerspruch, auf welche Feindschaft solche Lehre stoßen mußte! — Wer ihn gar nicht verstand, war ihm am gehässigsten und sagte ihm glattweg nach: er lehre, daß der Mensch vom Affen abstamme. Das nun ist grundfalsch. Haeckel hat das zu keinen Zeiten behauptet, sondern nur gelehrt, daß Tier und Mensch schließlich auf eine einzige Wurzel

zurückzuführen seien. Freilich, wo diese Wurzel eigentlich stecke, und wo sie ihr inneres Leben herbekommen hat — dieses innere Leben, das sie eben zu jener tausenderlei Anpassung und Umgestaltung in den Stand setzte — das hat er niemand verraten können. So fein, bis ins einzelste und kaum mehr Sichtbare hinein die Lehre auch ausgedacht ist, so löst er damit allein das Rätsel dieser Welt doch nicht. Dabei hat er gerade das tun wollen! Er hat, für das allgemeine Verständnis berechnet, die Bücher geschrieben: „Die Welt-rätzel“ und „Die Lebenswunder“. Es sind dies Bücher, die sich wunderleicht und angenehm lesen, und die deshalb auch unzählige Leser gefunden haben; wer aber nicht schon von vornherein davon über-

zeugt ist, daß Haeckel recht hat mit seiner Lehre, den überzeugen diese Bücher dennoch nicht. Allemal bleibt eben doch das große Fragezeichen: Woher stammt das Leben, wenn es nicht geschaffen wurde? —

Um so recht viele aus der Menschheit für seine Gedanken zu gewinnen, hat dann schließlich Haeckel als alter Mann noch einen besonderen Verein gegründet: den „Monistenbund“. Grundsatz für diesen ist: Einen Unterschied zwischen Körper und Seele gibt es nicht; beides ist eines; im Stoff steckt auch der Geist. — Das wirft alle bisherigen Anschauungen vom Wesen der Dinge über den Haufen; und so ist es kein Wunder, daß der Mann sich ungezählte Feinde machte. Seine Anhänger freilich hielten um so fester an ihm. Auch nicht alle Professoren waren für ihn. Vielen von ihnen hat er durch seine ungestüme Art arg mißfallen; denn er war, zumal in jüngeren Jahren, mit seiner scharfen Feder allemal fix bei der Hand. Als er alt und älter geworden, dachte und schrieb er milder; ja es kam die Zeit, wo er schließlich die Meinungen anderer gelten ließ, anstatt gleich dreinzuschlagen. Dabei war er von Person aus zu allen Zeiten ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch. Der Schreiber dieser Zeilen hat ihn persönlich gekannt; er war mit ihm zusammen auf demselben Schiffe, das ihn 1903 zu einer Forschungsreise nach Singapur in Indien brachte; er hat mit ihm drei Wochen lang an der nämlichen Tafel gesessen und manch gescheites und gutes Wort von ihm vernommen. Der leibhaftige Antichrist, der er für viele gewesen ist, war er nicht; nur freilich: an der Gedankenwelt, wie sie seit un-



Ernst Haeckel.

denklichen Zeiten grundfest zu bestehen schien — daran hat er arg gerüttelt. Wenn er aber nur das eine fertig brachte: die Menschen zum Nachdenken über sich selbst, über Gott und die Welt zu bringen — dann hat er sein langes Leben nicht umsonst vollbracht. —

Einiges von Jörg Wickram

Stadtschreiber zu Burkheim um das Jahr 1550.

Dom Schneider im Himmel und unsers Herrgotts Fußschemel.

Es hat sich begeben an einem schönen Tag, daß unser Herrgott spazieren wollte gehn und alle seine Apostel und Heiligen mit sich nahm, also daß niemand daheim im Himmel blieb denn allein St. Peter; dem befahl er, daß er aufpaßte und niemand einliese, dieweil er aus wäre, und zog also davon. Nun kam ein Schneider vor den Himmel, der klopfte an. St. Peter fragte, wer da wäre und was er wollte. Der Schneider sagte: „Ich bin ein Schneider und wollte gern in den Himmel.“ St. Peter sprach: „Ich darf niemand einlassen, denn unser Herrgott ist nicht daheim, und wie er hinwegging, gebot er mir, ich sollte aufpassen und niemand einlassen, dieweil er aus wäre.“ Aber der Schneider ließ nicht nach, St. Petern zu bitten, und bewegte ihn mit seinem langen Bitten dahin, daß er einwilligte, ihn hineinzulassen, doch mit der Bedingung, er sollte in einem Winkel hinter der Thür sein züchtig und still sitzen, damit, wenn unser Herrgott käme, er seiner nicht wahrnehme und zornig würde. Das verhiess er ihm. Also setzte er sich hinter die Thür in einen Winkel, und sobald Petrus vor die Thür hinausgeht, steht der Schneider auf und geht in allen Winkeln im Himmel herum und besieht eins nach dem andern. Zuletzt kommt er zu vielen köstlichen Stühlen, unter welchen in der Mitte ein ganz goldener Sessel stand, darein viel köstliche Edelsteine gesetzt waren; er war auch so hoch wie der andern Stühle keiner, und es stand auch ein goldener Fußschemel vor ihm; auf demselben Sessel saß unser Herrgott, wenn er daheim war. Der Schneider stand still vor dem Sessel eine gute Weile und sah ihn beständig an, denn er gefiel ihm vor den andern am besten. Also geht er hinzu und setzt sich in den Sessel. Wie er nun also sitzt, sieht er unter sich und sieht alle Dinge, die auf Erden geschehn. Unter andern aber ersieht er eine alte Frau, welche ihrer Nachbarin ein Gebinde Garn stiehlt, wovon denn der Schneider erzürnt; er nimmt den goldenen Fußschemel und wirft den nach der alten Frau durch den Himmel auf die Erde hinab. Da nun der Schneider

den Schemel nicht mehr erlangen mochte, schlich er sacht aus dem Sessel und setzte sich wieder unter die Thür an sein altes Dertlein und tat dergleichen, als wenn er immer da gewesen wäre. Als nun unser Herrgott wieder heimkam, ward er des Schneiders nicht gewahr; wie er sich aber in seinen Sessel setzt, fehlt ihm sein Schemel. Also fragte er St. Peter, wo sein Schemel hingekommen sei. St. Peter sagte, er wüßte es nicht. Da fragte er weiter: „Wer ist dagewesen? Hast du niemand hereingelassen?“ Er antwortete und sprach: „Ich weiß niemand, der hier innen gewesen ist, denn einen Schneider, der sitzt noch da hinter der Thür.“ Da fragte unser Herrgott den Schneider und sprach: „Wo hast du mir meinen Schemel hingetan? Hast du ihn nicht gesehen?“ Der Schneider erschrak, gab mit Furcht und Zittern Antwort und sprach: „Ich habe in deinem Sessel gefessen und habe gesehen, wie da auf Erden eine alte Frau ihrer Nachbarin ein Gebinde Garn gestohlen hat, darüber bin ich erzürnt geworden und habe den Fußschemel nach ihr geworfen.“ Da ward unser Herrgott zornig über den Schneider und sprach: „Ei, du Schalk, sollte ich so viele Male einen Schemel nach dir geworfen haben, wie oft du zu viel Tuch geschnitten und ins Auge (Öffnung im Tisch der Schneider) geschoben hast, ich hätte weder Stühle noch Bänke mehr im Himmel.“

Also ward der Schneider vor den Himmel herausgestoßen und sind ihm seine Gebrechen und Mängel auch entdeckt und ans Licht hervorgezogen worden. Es ist auch zu besorgen, man finde deren noch viele jetzt zu unsern Zeiten, so einen, der in einem Laster kaum einen Strohalm tief steckt, verfolgen und strafen wollen, während sie gar darin ersoffen sind.

Don einem Bauern, der wachend schlief.

Zwei Bauern waren gute Nachbarn und die Häuser zunächst aneinander; und an einem Morgen, doch nicht gar zu früh, kam der eine vor des andern Fenster und klopfte mit einem Finger daran. Aber der andere lag noch hinter dem Ofen und mochte vor Faulheit nicht aufstehn; und wie dieser also am Fenster klopfte, schrie er mit lauter Stimme hervor und sprach: „Wer da?“ Der vor dem Fenster sprach: „Ich bin's, Nachbar Konrad, was tut Ihr?“ Der im Bett gab ihm wieder Antwort: „Ich liege hier und schlafe; was beliebt Euch, Nachbar?“ Der vor dem Fenster sprach: „Wenn Ihr nicht schliefet, wollt' ich Euch um Euren Wagen bitten; ich will aber schier, wenn Ihr erwachet, wiederkommen.“ Solche einfältige Bauern findet man nicht viel wie diesen, der meinte, weil er noch im Bette läge, schlief er auch.



Der Jösel.

Erzählung
aus dem Walde
von
Anton Schott.

Ein Pingartner in den Bergeinöden hinten im Schwarzwinkel hat eine kleine Torheit das Leben und Trachten der stillen, ruhigen Leutchen aus dem gewohnten, einförmigen Geleise geschoben.

Der Simmerl, der Pingartner, hat am Ostermontag, während das junge Gewölk auf dem Tanzboden in eitel Luft und Freude jubelte und strampfte, mit dem Windhager einen recht vortheilhaften Ochsenhandel zum Abschlusse gebracht und sich aus lauter Freude darüber ein leinsefes Käuslein angetrunken. Das hat ihm auf dem Heimwege einen Stein in den Weg gekollert und ihn in die eiskalten Wasser der knapp am Wege dahinschießenden Schwarzach geworfen. Das kalte Bad hat das Käuslein wohl verschreckt, aber dem Simmerl ein Frieren und Gruseln an den Leib geheßt, mit dem er nicht recht viel Spaß treiben darf. Wohl ist ein richtiger Bergeinöder Wind und Wetter, Kälte, Nässe und Hitze von Jugend auf gewohnt wie Arbeit, Geschinde und Schlaf, jedoch dem Simmerl ist es am anderen Tage doch gewesen, als steckte etwas in ihm und in seinem Leibe, das nicht hineingehört, und das allerhand Bosheit und Heimtücke im Schilde führen wollte. Er hat dessen aber nicht weiter geachtet und sich übers Acker des Haberfeldes gemacht. Am Nachmittage hat der Windhager die schwächeren Dechlein nebst dem ausgehandelten Aufschage gebracht und sich dafür des Pingartners größeren und besser im Zuge gehenden geholt, und der folgende Tag hat mit den noch minder abgerichteten Viechern ein heidenmäßiges Geschinde gebracht.

Selbst dem Jösel, des Simmerls Bruder, der wohl Bärenstärke im Leibe und in seinen Armen, aber weitaus nicht den vollen Menschenverstand im Kopfe hat, ist das Mühen und Werken mit den etwas hochbeinig veranlagten Viechern zu dumm geworden, und er hat überlings einmal nach seiner niedrigen Stirn gedeutet.

„Du nicht da haben,“ hat er kurzweg geurtelt und getadelte, und das hat den Simmerl und seinen Handel angegangen.

Der aber hat sich mit dem bedeutenden Aufschage und der Hoffnung getröstet, daß sich selbst das widerborstigste Vieh mit Zeit und gutem Willen zu richtigem Zug und Gange bringen läßt. Ein bißel ein Ansinnen ist es nur, daß er den Handel gerade zu einer Zeit unternommen, wo die Arbeit an allen Orten und Enden

nach Vieh und Leuten ruft, und wo einer selbst mit einem guten Zuge oftmals nicht weiß, wo er zuerst anpacken soll. Er hat sich gemüht und geschunden, so viel er vermocht, hat geschwitzt und gedampft wie ein Lastpferd, und richtig! gegen Abend hat es den Anschein bekommen, als wären Mühe und Anstrengung doch nicht lediglich verschwendet, und die Viecher gäben sich allmählich nach Gebühr und Willen.

In der Nacht aber hat er Hizen bekommen und in der Frühe kaum aus dem Bette zu kommen gewußt. Kaum aber hat er sich rechtschaffen angezogen gehabt, ist es ihm selber vorgekommen, als täte er am besten, sich wieder ins warme Bett zurückzubeben.

Ach was! Ein ausgewachsener Bergeinöder ist kein Zuckerstengel, und Vieh und Krankheit wollen einen Ernst sehen, ehe sie sich dem Willen jügen. Sein ganzer Leib ist wie zer schlagen, und er kann mit bestem Willen nicht aus dem Bette, geschweige denn an eine Arbeit.

In den Bergeinöden ist es nicht der Brauch, daß eines jeder Nichtigkeit wegen gleich zu Doktor und Pfarrer rennt, um das leidige Leben zu retten; dort nimmt man Leben und Sterben ernst. Deswegen kocht die Sesserl, die junge Pingartnerin, vorerst nur Hollerteer zum Herausschwitzen der Krankheit und tröstet sich damit, daß die gewünschte und gehoffte Wirkung sich in einigen Tagen einstellen wird. Jede Verkühlung soll von Rechts wegen herausgeschwitzt werden. Der Hollerteer aber will nicht recht wirken. Des Simmerls Körper wird wie eine Glutpfanne, aber kein Tröpflein Schweiß will aus dem Körper und aus der brennheißen Haut.

So geht sie zur Kohbrunnerin hinüber und fragt sie um Rat und Einschlag.

Die Kohbrunnerin weiß allerhand Mittel und Kuren für Mensch und Vieh, aber diesmal schüttelt sie den graugeprenkelten Kopf hübsch bedenklich.

„Eine leide (böse) Sache, Dirndl,“ urteilt sie aufrichtig. „Wenn nicht einmal der Hollerteer angreifen will . . .! Eine hitzige Krankheit eben, und die hat allemal Näß' im Munde. Wenn d' ihm einen hübsch starken Krenteig über die Fußsohlen binden wolltest! Das zieht die ungesunden Hizen aus Kopf und Körper in die Füß' und durch die Fußsohlen heraus.“

Daraufhin legt die Sesserl Krenteig auf, aber das Uebel richtet sich deswegen nicht zum Bessern.

Der Simmerl aber vermeint in wachen Zeiten, ein helliger Narr werden zu müssen. Draußen alles voll Arbeit, und er muß die Zeit im Bette und müßig verbringen! Dem Jösel allein kann man weder dieses noch jenes zumuten und anvertrauen zur Ausführung, weil sein Verstand nicht zureicht und weil ein halber Narr auch nur halbnaärrische Arbeit verrichtet. Die Sesserl muß notgedrungen um ihn bleiben, und sonst ist

niemand im Hause. Andere werken unterdessen Gott weiß was weg und werden allmählich mit dem Frühjahrsanbau fertig, und er muß liegen und . . . zuschauen. Zu allem gibt es eine Zeit, und ist diese veräumt, fehlt es bei der Landwirtschaft gleich um ein ganzes Jahr. In den Bergeindden heroben kann einer ohnehin erst in die Felder, wenn in den Tälern unten und im Flachlande draußen alles schon rappengrün steht. Also dürst' einer keine Stunde veräumen und verpassen, und . . . er muß im Bette liegen wie ein Trumm faulen Holzes!

Selbst der Josef kennt, daß es da gefehlt geht, und ruhelos treibt es ihn im Hause hin und wider. Alle Augenblicke fragt er, was er tun solle, und einmal drängt und nötigt er so lange, das Haferfeld fertig eggen zu dürfen, bis es ihm zugesagt wird.

Mit den ver-
tauschten Ochsen
wär' es ja ge-
gangen; die haben
so gut gewußt
wie der Josef, wie
alles gemacht
werden soll, und
wie sie gehen
müßten, um die
Arbeit richtig zu
vollenden. Die
jungen, ungebär-
digen Dinger je-
doch haben nicht
einmal Ochsen-
verstand und all-
weg das leidige
Bestreben, aus
unbequemem

Joch und Zug zu
kommen. So geschieht es denn, daß sie um halben
Vormittag herum übers Heimlaufen richten. Egge und Zehter (Ziehbaum) gehen dabei in die
Brüche, und es ist noch ein großes Glück, daß da-
bei nicht mehr Unheil geschieht. Mitamt dem
Joch rennen sie wider die Stalltüre, stoßen diese
ein und stellen sich alsdann auf ihre Plätze.

Der Josef ist bei dieser Geschichte hübsch ver-
krakt und zerschunden worden, und mehr denn
je sieht er ein, daß er ohne den Bruder, den
Simmerl, eigentlich der ledige Niemand ist. Wenn
der so stirbe, wie . . . vor Jahresfrist Vater
und Mutter gestorben, nachdem sie sich auch
einige Zeit vorher zu Bette gelegt und nimmer
aufstehen gewollt! Aus wär' es; geschehen wär' es!

Veinake zitternd und fibernd vor Zorn über
die heillofen Racker und vor Sorge und Angst
um den Bruder kommt er vor dessen Liegerstatt.
„Du nicht sterben dürfen,“ preßt er steinhart
heraus. „Aufstehen! Ochsen fest durchhauen!“

Das alles wäre ja des Simmerls Willen

selber, aber . . . sträube sich einer wider so eine
. . . Torheit!“

„Morgen, übermorgen muß ich wieder aus
dem elendigen Nest,“ nimmt er sich vor. „Zeh
halt' es nimmer länger aus, und ich . . . Ob
sie denn gar kein anderes Mittel mehr wüßte,
die Rosßbrunnerin?“

So geht die Sessler wieder zur Rosßbrunnerin
und fragt nach, was zu tun wäre, nachdem auch
die Krenteige nichts gefruchtet. Und unterwegs
sinnt und grübelt sie an der Geschichte, wie halt
eines schon über dies und jenes nachsinnt, wenn
es allein ist mit sich selber und mit seinen Ge-
danken. . . . Wenn er stirbe, der Simmerl! . . .
Ein paar Augenblicke ist ihr, als wankte über
diesem Gedanken der feste Erdboden unter ihren
Füßen. Was würden sie und der Halbnaarr mit



Die Sessler fragt die Rosßbrunnerin um Rat und Einschlag.

dem Gütlein und
mit all der
Arbeit anfangen?
Kann der Zochen
doch nicht einmal
die zwei Dechlein
in Zug und Arbeit
erhalten. Und
dann . . . Sie, die
arme, elternlose
Dirn, die kaum ein
rechtschaffenes
Sonntagsgewand
zum Anziehen ge-
habt und oftmals
wirklich Hunger
leiden hat müssen,
hat den etwas
ungechlachten
und unbeholfenen
Pingartner nur
geheiratet, um

aus der Not und zu einer eigenen Bank zu kom-
men, aber seine Arbeitsfreudigkeit, sein nimmer
rastender Fleiß und seine Gutmütigkeit haben
ihr während der verhältnismäßig noch kurzen Ehe
— weiß Gott! — Achtung abgerungen, die man
ohne Schen schon Liebe nehmen könnte, und wenn
er jetzt stirbe . . .

Die Rosßbrunnerin schüttelt abermals den
Kopf, als sie hört, daß auch der Krenteig nichts
gefruchtet und geandert oder gar gebessert.

„Dirndl, da weiß ich wirklich nicht,“ . . .
gesteht sie. „Da . . . Wenn du halt doch etwan
zu einem Doktor gingest! So einem kommt
allerhand unter, an was unferneins gar keinen
Gedanken hat, und hie und da gerät es ihm doch
auch einmal . . .“

Mit diesem Räte geht nun die Sessler wieder
heim und nimmt sich vor, gleich morgen schon
zum Doktor zu gehen ins Städtlein hinunter.

Der Simmerl jedoch wirft ihr ein Trinkhäferl
nach, als sie ihm die Meinung der Rosßbrunnerin

hinterbringt. Den Doktor fragen oder gar kommen lassen, eine Menge Geld hinauswerfen und vielleicht wochenlang im Bett bleiben müssen? Kommt' ihm einfallen . . . In seiner Zerkahrenheit greift er nun das Häfel und wirft damit. Aber gleich nachher begütigt er schon wieder.

„Mußt es nicht so meinen, Sessler,“ kreißt er steinhart heraus. „Ich . . . Aber komm mir mit keinem solchen Schwatz mehr daher! Morgen, übermorgen versuch' ich es mit dem Aufstehen. So viel Arbeit übereinander und . . . so ein schönes Zeugel! Das Haus gut hergerichtet, die Wiesen, die Felder, der schöne Wald, walzkrundes Vieh . . .! Wenn ich daran denke, daß . . . und einen Doktor haben müssen . . . Nein, nicht um wer weiß was.“

Abends kommen ein paar Nachbarn aufs Heimsuchen, reden, schwätzen und raten, erzählen dies und jenes, um den Kranken ein bißel aufzuheitern und aus seiner Trübsal für ein Zeitlein herauszutäuschen. Und der Fuchsenwölfel kommt überlings einmal mit einer Rede daher, die eines nehmen und wenden kann, wie es sie will oder braucht.

„Nichts Natürliches nicht,“ behauptet er als Umweg. „Mißwillen oder ein übler Blick . . . was weiß ich? Oft eines meint es nicht einmal so, und dem andern schadet es. Tüt' ein Mittel versuchen dawider . . .“

„Ja, was für eines?“ stellt die Sessler dahin.

„Ganz leicht. Pfarrer kommen lassen! Versetzen lassen. Lauter geweihte Sachen, die was der Kund' mitbringt ins Haus, heilige Hostie . . . Müßt' alles weichen . . . mein' ich.“

In einer anderen Weise wenn etwer dem Pingartner raten wollte, den Pfarrer mit der letzten Delung holen zu lassen, wär' es haushoch verfehlt. Er will nicht sterbenskrank sein, und er will auch nicht, daß man ihn so ansteht und behandelt; er will gesund werden und an die Arbeit gehen können. Der Pfarrer aber kommt gemeiniglich nur, wenn es mit einem hübsch Matthäi am letzten werden will. Auf diese Weise, wie der Fuchsenwölfel rät, kommt er sich's gefallen lassen.

Und so holt man am nächsten Tage den Pfarrer. Die Sessler richtet alles, wie es der Brauch ist im Walde und in den Bergeinöden: putzt die Stube sauber, deckt ein weißes Tuch über den Tisch und stellt Kreuz, Kerzen und Weihbrunn darauf. Dem Josef fährt ein Schrecken in den Leib, als er diese Vorbereitungen ersieht, und ein Bittern läuft durch seine prügelfarken Arme. . . . Gerade so hat man es auch ehzeit einmal gemacht, und dann sind seine Eltern gestorben, eines um das andere; also wird auch der Simmerl sterben und er . . .

Als dann der Pfarrer kommt, zuckt und reißt es wie närrisch in seinen Armen, aber er vermag doch keinen zum Schlage oder zum Angriff

zu rühren. Wie ein fertiger Narr stiert er vor sich hin und auf die Leute und Nachbarn, die sich eingefunden und heimlich raunen und tuscheln, und als sie nachher zu beten anfangen, entringt sich seiner angstgemarterten und wuterfüllten Brust ein heiseres Grölen, als wenn ein wildes Vieh zu Tode getroffen wäre.

„Jetzt täte ich auch den Doktor holen lassen,“ rät der Pfarrer nach der heiligen Handlung, aber diese Rede fährt dem Simmerl durch Mark und Bein.

„Den . . . Doktor . . .?“ dehnt er langmüchtig heraus. „Kommt' mir einfallen! Gesund will ich werden, arbeiten will ich. Und . . . was der Klachel am Ende gar verlangt!“

Er kann nicht sterben, er kann nicht fort von seiner Arbeit und von seiner Heimstatt, und in etlichen Tagen muß er so wie so wieder aus dem Bette kommen. Das ist sein Trost und seine Hoffnung, sein Sinnen und all sein Begehren. Und mit dem lullt ihn der unerbittliche Tod auch in den Schlaf, aus dem keiner mehr erwacht.

Nach zwei Tagen entringt sich der letzte, steinharte Seufzer seiner Brust, und mit aller Arbeit ist es für immer Feierabend.

Die Sessler flennt und jammert, aber der Josef steht in seinem Entsetzen wie ein lebloser Baumstumpfen an der Kammertüre und größt nur zeitenweise, daß jeglichem schaudert. Dann aber stapft er überlings einmal zu dem toten Bruder hin und halbt die Fäuste.

„Du sterben,“ pfaucht er grimmig. „Z'wegen was sterben? Lauter Arbeit, und . . . wer die Dechsel abrichten?“

Der Bruder ist gestorben, wie ehzeit die Eltern gestorben sind, die Sessler ist nur ein Weiberleut, und solche sind nichts zur Arbeit, lediglich zum Kochen und zum Kühemelken, und daher wird nun er überall anpacken müssen. Nach dem Tode der Eltern ist der Simmerl der Herr im Hause geworden, dem alles gehört und zu eigen gewesen: das Haus, die Gründe, das Vieh und die Sessler, und nachdem der auch gestorben, kommt notgedrungen die Reihe an ihn. Von jetzt ab gehören das Haus, das Vieh, die Gründe und die Sessler ihm, und er hat sich um all dieses anzunehmen.

Am nächsten Morgen spannt er ohne lange zu fragen ein und fährt mit der Egge wieder auf das Haserfeld hinaus. Aber er nimmt die Dechsel so kurz in Baum und Jügel, daß sie sich nicht rühren können, und daß er sie mit seiner Bärenstärke völlig in der Gewalt hat. Und es geht. Am halben Vormittag herum versuchen sie es wieder mit dem Durchgehen, aber als er sie eine Weile geknüllt wie die Knusfäcke, geben sie sich ins Unvermeidliche und gehoramen.

„Ich ihnen schon kommen,“ erzählt er dann zu Mittag der Sessler wie auch dem toten Bruder,

und ein breites, zufriedenes Lächeln umzuckt dabei seinen Mund.

Abends kommen die Leute zur Totenwacht, wie es der Brauch ist, und er setzt sich zu den Männern an den Tisch und erzählt alle Augenblicke, wie er die Deckel gebändigt, und was er morgen und übermorgen arbeiten und verrichten wolle.

„Mußt ihr schon fleißig an die Hand gehen, der Sessler,“ rät der Kofbrunner. „Sie hat derweilen sonst niemanden, und alles ist voller Arbeit um und um.“

„Wirst dir halt für die ärgste Zeit so ein Knechtel dinge müssen,“ rät die Reuthäuslerin der Sessler. „Ein bißel ein Verstand muß ja doch bei allem sein, und ab und zu kann unser Kuperl herüberkommen und alles ins gleiche richten. Hie und da wird es sich schon er-machen lassen, und in so einem Falle muß alles zusammenhelfen. Zugrunde gehen kann man eins nicht lassen.“

Nichts tut wohler, als in der Not Hilfe angeboten zu erhalten, und von den Reuthäusleuten ist solche auch zu verhoffen. Sie, die Reuthäuslerin, ist der verstorbenen Pingartnerin jüngste Schwester, und wenn so nahe Freund' einander nicht aushülfen, gäb' es ja doch schon gar kein Zusammenhalten mehr auf der Welt. Trotzdem aber sinnt und grübelt die Sessler ganz trübselig vor sich hin und bangt und schaudert vor der Zukunft. Alles voll Arbeit um und um, und lediglich der Fofel im Hause! Ein Knechtel dinge? Wer halbwegs etwas taugt und für etwas steht, der ist schon zu Richtmessen gedingt worden und in festem Dienst; der Reuthäusler Hilfe? Allweil wird der Kuperl oder sonst etwer auch nicht aus und zu Hilfe kommen können, weil sie selber so ein mittleres Wirtschaftel und Arbeit genug haben.

Sie geht hinaus und stiert und sinnt in die sternhelle Nacht hinaus, schickt hie und da eine Frage oder eine Bitte zu dem empor, der über dem Sternenhimmel thronet und doch um jedes ist in Freude und Bedrängnis, und der jedwedes Anliegen weiß, noch ehe es ihm geklagt worden. Nichts rührt und regt sich in den ganzen Berg-einöden, und nur aus der Stube dringt das Reden der Nachbarn wie leises Gemurmeln. Dann knarrt einmal die Haustür in den Angeln, und schlürfelnde Schritte und halbblautes Tuscheln kommen in ihre Nähe.

Sie duckt sich in einen Winkel hinter die Holz-schar. Wozu braucht etwer zu merken, daß sie ihre Sorgen in die Nacht hinaussinnet?

„Sie wird eh' so bald wie möglich wieder heiraten müssen,“ raunt eine Stimme vor ihr. „Alles voller Arbeit, wo eines hinschaut, und kein Mensch dazu da. Der Fofel! Nein!“

„Ein klein bißel mehr Verstand, wenn er hätte . . .“

„Wenn . . . Das ist eben das Kreuz.“

„Deswegen red' ich ja; deswegen wird es sein müssen. Und es wird ihr eh' leicht genug gemacht werden, wie es den Anschein hat: jung, ein schönes Wirtschaftel, nimmer viel schuldig . . .“

„Dftmals eines hat wirklich schon so ein Glück, daß man es gar nicht mit dem richtigen Namen nennen kann. Nichts gehabt wie das leidige Leben, und der Simmerl, der Narr . . . tröst' ihn der liebe Gott! . . . verschaut und vergafft sich in sie und . . . und hängt ihr das ganze schöne Sachel an. Da hat eine natürlich leicht husten. Aber eine Ungerechtigkeit wär' es, wenn die ganze schöne Sach' übereinander in ganz fremde Händ' käme. Ein himmelschreiendes Unrecht, sag' ich. Und der Fofel, der arme Narr! Wenn er nachher unter ganz wildfremden Leuten leben muß und . . . einem jeden im Wege herumsteht! Unser Kuperl . . .“

„Nein! Da werden sie sich nach Dutzenden melden und streben nach diesem Brocken.“

„Wird eh' sein. Aber wie ich halt sage.“

„Etwan glücket' es ihm.“

„Angelegen muß er sich's schon sein lassen; da gibt's nichts, kein Wenn und kein Aber . . .“

Der Sessler kommt unwillkürlich in den Sinn, was dieser vergangenen Kartage in der Kirche verlesen worden: Sie verteilten seine Kleider und über sein Obergewand warfen sie das Loz. . . . Eine Weile gärt und brodelt der ledige Aerger in ihrer Brust, und dann arbeitet sich der Trug darüber empor.

Zustament nicht! Weil sie heute schon planen und prophezeien: justament nicht! Sie heiratet weder den noch jenen, und den Kuperl, der eh' so viel Anhang hat, schon gar nicht. Sie heiratet überhaupt nicht und bringt nicht noch ein Wildfremdes auf das Höfel, dem der Fofel auch im Wege herumsteht. Nein! Lieber schreibt sie dem Steffel, ihrem Bruder, er soll zu ihr als Knecht und Wirtschaftler kommen, sobald seine Soldatenzeit um ist, und . . . es wird schon gehen. Haben ihrer dreie die Arbeit bisher geherrscht und bewältigt, so werden dies fürder auch ihrer dreie zuwege bringen. Bis dorthin wird sie sich halt doch mit einem Knechtel behelfen müssen, was immer sie auch für eins aufreibt . . .

Auf des Pingartners Sarg kollern die letzten Erdschöllchen nieder, die Nachbarn und Freunde dem heimgegangenen Nachbarn und Fremde in die Grube nachwerfen, und die Sessler steht ein paar Schritte abseits und . . . flennt halt in ihrer Not und Hilfslosigkeit. Dem Fofel zuckt und reißt es ebenfalls im ganzen Gesichte, aber er fühlt sich gleichzeitig auch als das einzige Männerleut, das jetzt im Hause ist und als selbstverständlicher Nachfolger des Bruders, und . . . Männerleute flennen nicht. Die müssen sich allweg fest und gefest zeigen. Ein paar

brennheier Tränen, die sich ihm trotzdem in die Augen drängen, wischt er mit seinen harten Händen weg und wendet sich nachher der Schwägerin zu.

„Nicht flennen, Sessler!“ bittet er beinahe. „Ich da . . . weißt: ich da.“ Und er trommelt mit der Faust wider den wuchtigen Brustkasten wie an eine Eichentruhe. „Ich alle Arbeit tun.“

Und wie ein hilfloses Kind fat er sie am Arme und drängt sie den anderen nach, die sich vom Grabe weg dem Ausgang des Gottesackers und der Kirche zuwenden. Ein schlanker, sauberer Bursch kommt von der anderen Seite herzu und redet und tröstet ebenfalls: des Reuthuslers Ruperl: „Mußt dich nicht zu arg abkrnken, Sessler!“ mahnt er. „Es mußt nichts, und es ändert nichts mehr. Alles was wahr ist. Seine Stund' und Zeit ist um gewesen, und so hat ihn der Herrgott zu sich genommen. Da gibt es nichts. Und wegen deiner . . . Es wird schon gehen, sag' ich dir. Morgen komm' ich, und da bauen wir den Hafer an, und der Josef . . .“

„Ich da,“ bestätigte der.

„Wirst um keine acht Tage zurückbleiben gegen die anderen . . .“

Er will sie am Arme fassen und führen, aber sie tut einen unwilligen und ablehnenden Ruck und preßt nachher den Ellbogen fest an den Leib . . . Er soll sich um sie herumtun wie er will, sein Planen wird ihn zu keinem Ziele führen. Justament nicht.

Nach dem Totenamnt gehen sie brauchshalber ein Zeitlein ins Wirtshaus, um sich zum herkömmlichen Leichtrunke zusammenzusetzen. Eines tröstet so, das andere anders, aber sie, die Sessler, hat für jedes und für jede Rede nur ein stummes Nicken und sitzt nachher am Tische wie ein Baumstumperl. Sie hat nichts gehabt und nichts auf das schöne Dertel gebracht als das leidige Leben, hat die Reuthäuslerin gesagt, und sie fühlt sich in ihrer Not und in ihrer Zerfahrenheit allmählich eine andere als alle die andern rings um sie her. Der Simmerl, der . . . Narr, hat sie auf eine eigene Bank gebracht, aber sie bleibt frder allein und trutzend darauf hocken. Derweilen erzählt der Josef den Mnnerleuten mit selbstgeflligem Lächeln, wie er nun arbeiten und werken wollte, und was alles in den nächsten Tagen zu geschehen hätte. Was es an Arbeit gibt in seinem Vaterhause, hat er von Jugend auf gelernt wie das Gehen und Reden; nur reicht sein Verstand nicht völlig aus, alles nach Erfordernis einzuteilen und zu verrichten.

„Morgen werden wir Hafer bauen,“ sagt der Ruperl dazwischen; aber der Josef achtet dessen gar nicht. Was hätte denn der zu schaffen und zu arbeiten im Pingarten? Der Ruperl aber sagt schon „wir“, und wähnt, so sagen zu dürfen, doch der Sessler gibt es bei dieser Rede

beinahe einen Riß. Und sie kann und darf nichts dawider reden. Erstens sitzt man beim Leichtrunke, und alle die Leute, die herum sitzen, haben ihrem verstorbenen Mann den letzten Liebesdienst erwiesen, auch der Ruperl, und zweitens muß sie derweilen froh sein, wenn ihr etwer hilft, die dringendsten Arbeiten des Frhjahrsanbaus zu bewältigen.

Als sie dann heimgehen, bleibt sie im Gehänge oben plötzlich vor dem Josef stehen.

„Morgen werden wir Hafer bauen,“ sagt sie mit beinahe klangloser Stimme.

„Ja . . . a,“ bekräftigt der Josef und nicht baumfest. „Wir ihn nicht brauchen, den Lali, den Ruperl. Eh' früher auch nicht kommen.“

„Du wirst eggen, und ich se. Und wenn du schon folgst und fleißig bist, werden wir uns recht schon arbeiten. Zur Kirchweih kriegst nachher ein neues Gewand.“ Es drängt sie schier, dem ungefgen Menschen etwas Gutes zu sagen und ihm irgendeinen Lohn zu versprechen, teils um ihn etwas zu trösten, teils ihn willig zu halten.

„Ich . . .? Wie der Simmerl, gerade so,“ verspricht er, und da er sie dabei anschaut, verspürt er etwas in seinem wuchtigen Brustkasten, das



Plötzlich bleibt sie vor dem Josef stehen.

er noch nie wahrgenommen, das ihm den Herzschlag für ein, zwei Augenblicke hemmt, und von dem er nicht weißt, was es eigentlich ist. Erst nach einer guten Weile dämmert es ihm langsam auf. Die Sessler gehört ja jekund ihm wie der Hof, der Grund und das Vieh. Gefallen hätte sie ihm eigentlich schon, wie sie der Simmerl ins Haus gebracht, aber er hat allweg gewußt, daß sie dem Bruder gehört, und sie

immer behandelt wie ein feines, ungemein leicht zerbrechliches Tabakgläschen etwa, das einem andern zu eigen, und das er kaum rechtschaffen anschauen dürfe. Jetzt aber . . . Nein, er kann sich nicht denken und einbilden, wie er sich jetzt zu ihr stellen sollte.

Eine Weile stapft er sinnend und schweigend hinter ihr drein und tut nur hin und wieder einen halblauten Gröler, und nach und nach fängt er wieder zu reden an und zu planen, was er morgen und fernerhin alles arbeiten und werken wolle . . .

Manche Ansicht findet sie ganz verständig und sinnt daraufhin, ob sich nicht etwa doch mit dem Kunden allein auskommen ließe, bis der Steffel vom Soldatenleben loskommt, und manche wieder ist so eigen, wie sie eben so ein Mensch wie der Josel haben kann. Da wird eben sie zu denken und anzuordnen haben, und wenn er folgt, geht es ja auch wieder. Also wartet sie mit dem Dingen eines Knechtleins noch ab.

Heimgelkommen, tut der Josel sofort sein Sonntagsgewand ab, schlüpft ins Werktagsgewand und richtet über die Arbeit. Er spannt die Dechlein in die Egge und streift im Haferfelde noch eben, was lezthin übriggeblieben. Morgen kann nachher gleich gesät und eingeeget werden. Bei der Nachtsuppe setzt er sich breit und behaglich in den altväterischen Armstuhl, in dem sein Vater immer gesessen und nachher der Sinnerl, und der ihn gewissermaßen als der unanstreitbare Platz des Hausherrn dünkt, und am nächsten Morgen ist er schon beim ersten Hahnruß munter und geht an die Stallarbeit. Bis die Sesserl halbwegs zusammengearbeitet hat im Hause, streift er noch etwas vor, und wenn sie dann kommt und zu säen anfängt, eggt er gleich hinter ihr drein.

So sinnt er sich die ganze Arbeit zusammen, und so packt er es auch an, aber mittendrin gibt es einen Strich durch seine Rechnung. Nach einem Weilchen fährt der Ruperl daher, richtet übers Eggen und rät ihm, heimzufahren und derweilen aufs Erdäpfelfeld zu düngen, damit dieses in den nächsten Tagen gleich geackert und ebenfalls angebaut werden könne. Das leuchtet ihm, dem Josel, so halb und halb ein, also fährt er mit seinem Gespann und seinem Wagen heim und richtet übers Düngerfahren. Während die Dechlein verschnaufen, lädt er auf, und während des Fahrens singt und pfeift er, was ihm gerade einfällt.

Zum Mittagessen will sich der Ruperl in den Armstuhl setzen, aber der Josel schiebt ihn kurzerhand weg und auf die Bank: „Ich da!“

Nach dem Essen geht es an die Stallarbeit, und nachher wieder hinaus in die Felder, aber während des Einspannens wollen die Dechlein ein wenig hochbeinig werden und springen vor dem unterdes ein bißel eingesunkenen Dünger-

wagen hin und wider, ohne den Wagen auch nur zu rühren. Ein Zeitlein peitscht er die arbeitsunwilligen Tiere weidlich durch, dann aber kommt ihm der Mergel und er fängt zu fluchen an. Dann reißt er die Zugwage von der Deichsel, jagt die Viecher vom Wagen und beginnt selber zu ziehen. Ein Ruck! . . . Es geht nicht . . . Noch ein Ruck und ein steinhartes Kreißen, ein Anspannen aller Flechsen und Muskeln, und die ganze Fuhre setzt sich langsam in Bewegung.



Noch ein Ruck, und die ganze Fuhre setzt sich langsam in Bewegung.

Der Sesserl beginnt beim ledigen Zuschauen schier zu gruseln und zu grausen . . . Wenn so ein Jochen einmal ungebärdig würde, das ganze Häufel rennte er über den Haufen.

„Der Jochen hat eine Kraft!“ staunt auch der Ruperl. „Wenn der . . . Ich an deiner Stelle bliebe nicht lange allein im Hause mit ihm.“

„Er tut keinem Hühnlein etwas,“ beruhigt die Sesserl, trotzdem ihr noch alleweil gruselt. „Na, ich weiß nicht. Wenn der einmal keinen Herrn vor sich sieht . . .“

Er lädt noch einige Säcke Samenhafer auf den Wagen und nötigt nachher die Sesserl, aufzusitzen. Er selber geht schwabend und plaudernd neben dem Wagen dahin. Der Josel aber singt unterdessen neben seiner Fuhre den Feldweg hinaus, freut sich, daß er stärker ist wie die beiden faulen Dechlein mitsammen, und sinnt dazwischen, daß daran die Sesserl wohl oder übel erkennen muß, daß er jeglicher Arbeit gewachsen und daß er allein imstande ist, all das zu bewältigen, wozu sie bislang ihrer zweie gewesen. Das Gewand, das sie ihm zur Kirchweih versprochen, will er sich ehrlich verdienen. Ungedankt jedoch schaut der Josel einmal abseits und sieht, wie die zweie ins Haferfeld ziehen, und ein kohlschwarzer Verdacht steigt in seinem Sinne auf wie dräuendes Wettergewölk über dem Fuchsenriegel her . . . Wie . . . er und sie. Wenn der Kund' etwa —? Möglich wär' es ja, daß sein Verlangen nach dem schönen Decklein und nach der

Sesserl stünde, aber . . . das gibt es eben nicht. Sein Vater ist ehezeit Herr im Hause gewesen, nachher ist's der Simmerl geworden, und jetzt ist er an der Reihe. — Nach Feierabend sagt er's ihm gerade heraus: „Du daheimbleiben!“ rät er ihm kurzweg. „Wir dich nicht brauchen. Ich da! Jetzt alles mein gehören . . . Ich da. Und . . . und . . . weißt: ich sonst raufen. Ich da!“

So unzusammenhängend diese Reden auch sind und so lückenhaft die Begründung ist, der Ruperl kennt und merkt daran doch, wie viel es geschlagen und was er zu verhoffen hätte. Und so einem . . . Narren in die Hände fallen? Kann sein, daß er in seiner Narrheit und mit seiner Bärenstärke zwei, drei erdrückte wie leidige Fliegen. Und trotzdem will er nach dem Pingarten streben, weil das Gütel von Rechts wegen eigentlich der nächsten Verwandtschaft gehört, nachdem diese Sesserl kein gutes Gewand, geschweige denn einen Kreuzer Geldes als Gegenwert ins Haus gebracht. Der Zochen aber wird langsam aus dem Wege müssen.

Da er den eigenen Buben irrt, findet auch die Reuthäuslerin, daß er in seiner Wildheit weniger bemitleidenswert ist, als wie man gemeiniglich annimmt. So eine Narreneinbildung hätte sie ihm doch nie zugetraut, und in seinem Unverstande könnt' er das größte Unglück stiften. Die Pingartnerin wäre nie ihres Lebens sicher und der Bub, der Ruperl, natürlich ebensowenig. Da müßten freilich Mittel und Wege gefunden werden, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Gefunden werden! Sagt man . . . Wer aber schafft so einen Wildling und Bärenkerl aus dem Wege?

„Ins Narrenhaus stecken!“ rät die Rosala, das Dirndl. „Das ist für Narren gebaut.“

Ja, das wär' etwas. Aber . . . wer schafft ihn fort? Und in seiner Wildheit rennt er vielleicht gelegentlich einmal das ganze Narrenhäusel über den Haufen und kommt wieder heim. Nachher ist das Unheil erst fertig.

So sinnt und grübelt man im Reuthäusel um dahin, und zwei Tage nachher geht die Reuthäuslerin zum Bürgermeister und verlangt schlankweg, daß man den Josel ins Narrenhaus brächte. Das Leut, die Pingartnerin, schwebet' in steter Gefahr, so lange er frei herumliefe, und andere Leute wären auch nicht sicher. So gar mit dem Ruperl, seinem Geschwisterkind, hätt' er raufen wollen, zum Danke etwa, weil dieser mit Zug und Zeug zu Hilfe gekommen.

„Hat aber noch nie etwas angefangen,“ gibt der zu bedenken. „Ein armer Narr.“

„Wenn er einmal etwas angefangen hat, ist es zu spät,“ hält sie entgegen.

Das wohl. Unglück soll eines verhüten, ehe es geschehen ist; nachher läßt sich nichts mehr ändern. So geht der Ortsvorsteher denn ge-

legentlich zur Pingartnerin und redet mit ihr darüber.

„Sonst fallet' Euch nichts mehr ein?“ geht die ob des Vorschlages in Aerger. „Wer täte denn nachher alle die Arbeit? Ihr? Etwas anderer? Und wer zahlet' mir einen Knecht?“

„Das ist soweit alles richtig,“ gibt er zu. „Aber . . . wenn nachher etwas vorkommt: unß darfst keine Schuld zuschieben.“

„Käme mir auch gar nicht in den Sinn. Wenn ich einmal kennet', daß nimmer zu werken wäre mit ihm, nachher ist zu dem auch noch Zeit, wenn Ihr den guten Willen habt. Derweilen habe ich keine Klage über ihn; er folgt und arbeitet; ich brauch' ihn wie ein Stückel Brot.“

„Auch recht,“ willigt er ein und geht wieder. Wenn eins genau überlegt, ist es nicht anders, wie sie sagt.

Die Reuthäusler sind völlig enttäuscht. Man muß es also anders anfangen — feiner.

Am nächsten Sonntage versucht es der Ruperl, den ungesügten Kunden ein bißel zu umgarnen, um ihn für sich zu gewinnen. Er bietet ihm ein Paar weißgesteinter Tauben an, ganz umsonst, natürlich, nur daß er auch eine Freude hab', und weil er, der Ruperl, sie entbehren kann. Lediglich zwei Junge soll er ihm gelegentlich einmal davon zurückgeben. Aber der Josel mißtraut dem Kunden aus natürlichem Gefühl heraus, auch wenn er ein Paar gesteinter Tauben verschenken will: „Ich dich schon kennen; du ein Lump bist.“

Also auch wieder nichts. Was also nachher? Denselben Sonntag aber schreibt die Sesserl an den Steffel, der bei den Soldaten ist:

„Lieber Bruder! Ich erkreife die Feder und mus Dir eine traurige Neikeit mitteilen. Vor etling Tagen ist mein Mann gestorben, und jek steh ich allein da und zu der arbeit sint nur ich und der halbnährliche Josel. Wen Du löskomst von Soldatenleben, komme zu mir für einen Knecht und Wirtschaster. Den Lon, was Du wo anderst frigt, zal ich Dir auch. Mit villen griesen Deine Schwester Josefä . . .“

Es hat lange gedauert, bis sich in den Berg-einöden oben das Winterfahl der Wiesen und Raine verloren, bis frisches Grün darüber gewachsen, und bis der Lenz seine Blumenfülle darüber gestreuet. Da ist es auf den sonnigen freien Höhen geworden wie in einem ledigen Paradiesgärtlein, und Vogelsang und Blüten-duft haben sich ein Weglein gesucht selbst in das vergrämteste oder verhärtetste und mit sieben-sachem Dornenzaun umfreitete Herz. Der Wochentage Arbeit und Gemüßn ist bonstatten gegangen wie leichtes Kinderspiel, und der Sonntage stiller Märchenzauber hat jegliches in seinen Bann gezogen . . . Es ist Pfingsten in die Nähe

gerückt und der Jofel ist ein paar Abende hinter-
einander nach der Nachtsuppe fortgeschlichen und
erst nach einer guten Weile wieder heimgekommen.
Er führt etwas im Schilde, und wenn ihn die
Sessler gefragt, wo er noch hingegangen, hat er
ganz vergnüglich und geheimnisvoll gegrinselt
und irgendeine Ausrede herausgehackert.

Die Pfingstsonne aber bringt sein Geheimnis
ans Tageslicht. Am Gradedeck vorne, wo der
Tisch- und Herrgottswinkel der Stube ist, ragt
am Pfingstmorgen ein silberweißer, kerzenschlanker
und über haushoher Birkenstamm, und der frisch-
grüne Wipfel ist mit allerlei Bändern behangen
und wiegt sich behaglich im linden Morgenwinde.

Und nun wartet der Jofel mit schier ange-
haltenem Atem auf der Sessler Ueberraschung, ihre
Freude und ihre Anerkennung, und von der fest-
tägigen Kaffeesuppe will ihm trotz der Seltsam-
keit des Gerichtes und der Süße desselben bei-
nahe nichts durch den Hals. Nach dem Essen
aber kann er sich nimmer zurückhalten. Wie
ein mürrisches und schon beim Anrühren zerbrechen-
des und zerbröselndes Zuckerpüppchen faßt er sie
am Arme und führt sie hinaus auf die Gred.

„Ich dir etwas zeigen.“

Und draußen deutet er unter glückseligem
Grinsen nach der Pfingststange, nach den flat-
ternden Bändern und dem sich leicht wiegenden
Wipfel. „Dir . . . Gelt, schön!“

„Etwa gar du?“ wundert sie sich halb und
halb geschmeichelt.

„Ich da. Dir.“

Ein gutes Zeitlein frent sie sich über die An-
hänglichkeit und Zutunlichkeit des trotz seiner
Bärenkraft und seiner lebenslänglichen Versor-
gung im Pingarten doch im Vergleich zu jedem
anderen bettelarmen Tropfes, aber als er fort
und zur Kirche gegangen ist und sie einiges zum
Kochen des Mittagessens vorrichtet, gerät ihr
Sinnen ganz unvermerkt auf einen anderen Weg.

Wenn der Narr sich etwa . . . eine Torheit
einbildete! Und kein Mensch sonst im ganzen
Hause und in der Nähe! . . . Wenn nachher
etwas vorkommt . . . Aber was tun? Den armen
Keel heimtückisch überfallen und ohne Grund
und Ursache ins Narrenhaus schleppen lassen?
Kein Mensch würde sie verdenken, und das ärgste
Lästern würde nicht sagen können, daß jetzt,
nachdem der Simmerl gestorben, sie auch mit
dem Narren ausräumte, um die unumschränkte
Herrin des schönen Güttchens zu sein. Der Bür-
germeister hat ihr ja selber dazu geraten. Frei-
lich: den Leuten könnt' eines nie die Mäuler
verbinden, und das Widersinnigste wird oftmals
zusammengeredet. Uebrigens braucht sie den
Menschen auch zur Arbeit so notwendig wie nur
etwas und . . . er wird ja doch der Narr nicht
noch größer werden wollen. Wenn aber . . . ?

Wie ein greller Himmelslichter durch die
rabenschwarze Winternacht leuchtet ihr da nach

langem Hin- und Hersinnen etwas wie ein
weisender Gedanke durch den Kopf: den Pin-
garten mitsamt seiner lebenslänglichen Last, dem
Jofel, verkaufen und fortziehen. Soll sich dann
etwer anderer mit ihm sorgen und abstimmen.
Sie ist nachher über allem dem draußen, und
kann sich ihr ferneres Leben einrichten, wie es
ihr gerade taugt.

Glückstrahlend ob seines gelungenen Werks
setzt sich am Nachmittag der Jofel unter den
blühenden Kirschbaum hinaus, in dessen Blüten-
schnee es nur so schwirrt und surrt wie in einem
Zinnenstocke, und sinnt schon von dem Pfingstel-
ritte, der morgen bei dem Wirtspolden statt-
finden soll. Wenn man im Pingarten auch ein
Kofz hätte, ritte er ebenfalls, aber weil da solches
noch nie der Brauch gewesen, schaut er nur zu.
Schade, daß die Sessler nicht fort kann vom
Hause! Er hätte nachher etwa sogar getanzt
mit ihr, wie es andere Männerleut machen.

Gegen halben Nachmittag herum schlendert der
Häferhütten-Peterl daher, hat einen langen, oben
gegabelten Stecken in der Hand, wie ihn die Vieh-
händler gemeiniglich tragen, und pfeift ein Stückel
um das andere. Dann tut er an den Jofel die
Frage: „Die Bäuerin daheim?“

„Eh' wohl; aber . . . gar nichts, sag' ich.
Ich da, weißt . . . ich da. Gar nichts.“

Der Peterl aber geht trotzdem dem Höfel zu
und will bei der Sessler selber nachfragen. Ihm
wäre es am Pfingstsonntag nicht um einen Vieh-
handel zu tun, sondern ums . . . Stiften einer
Herberge, wie am Steffelstake. Ihm läge der
Pingarten im Sinne, und so ein Handel könnte
nur mit der Pingartnerin angebahnt und ein-
geleitet werden. Deshalb gibt er nichts auf des
Jofels glatte Abjage.

Der aber schaut dem Kunden eine Weile gleich-
mütig nach; aber als der Kund' nicht gleich
wieder zur Haustüre herauskommen will, wie
einer, der eine kurze Abjage bekommen, steigt
ihm ein kleiner Nerger auf. Und er erhebt sich
und schlendert ins Haus.

Der Peterl sitzt baumfest am Tische, hilft der
Sessler jammern und klagen über die Not, die
sie heimgesucht, und rät dazwischen so und so,
und wie es eins in diesem Falle eben anstellen
müßte. Der Jofel setzt sich in seinen Armstuhl
und hört gemächlich zu. Von einem Handel ist
also keine Rede mehr, und das andere ist lauter
leeres Gesage. Ein Zeitlein nachher verzieht
sich die Sessler und kommt nimmer in die Stube.
Daran merkt der Peterl, daß der Gang heute
umsonst gewesen, und er rüstet ebenfalls zum
Aufbruch. Auf einen Hieb fällt kein Baum, und
einem Dertel wie dem Pingarten muß einer
schon mehr Gänge opfern.

Als er über den Ager hinaus schlendert, kommt
die Sessler auch wieder zum Vorschein. Ein
spöttischer Zug spielt um ihren Mund, der ledige



Voraus schreitet der Schneidmichel und trägt ein fähnchenartig aufgepanntes, seidenes Knüpfstüchel.

Trutz lugt aus ihren rehbraunen Augen, und öfter denn einmal tut sie mit der geballten Faust einen Schneller . . . Zustament nicht! Es wird schon gehen, und es muß gehen, und justament verkauft sie auch nicht. Hätten andere einen Gefallen an dem schönen Gütlein, kam sie auch einen haben.

„Wir nichts handeln,“ rät ihr der Fojel zu aller späteren Darnachachtung. „Allemaal angeschmiert worden. Simmerl auch mit den Dechjeln.“
 „Kunnt' mir einfallen,“ beruhigt sie. „Aber der hätte ja einen ganz anderen Handel im Plane. Das Höfel mücht' er wohl und . . . wahrscheinlich uns zwei als Zugab', wie der Feigenzäls auch allemaal zwei oder dreie als Zugabe in den Kauf wirft.“

„Der . . . Lump!“ entrüstet sich der Fojel nun und ballt die Faust hinter ihm drein. „Der mir nimmer kommen, sonst . . .“

„Aber schön brav müßt sein und schön folgen,“ bedingt sie wieder, um den ungesügten Kunden allmählich fest ins Leitseil zu kriegen. „Wenn sel nicht wäre, oder wenn du gar einmal zuwider werden wolltest, nachher . . . müßt' ich halt doch . . .“

„Nicht, Sefferl!“ stößt er in hellem Schrecken heraus. „Du sehen wirst . . . ich . . . ich . . . brav und folgen. Ich da, weißt: ich da. Und arbeiten wie ein Bär.“

Jetzt weiß sie für gewiß, an welchem Schmirchen sie fürder ziehen muß, um ihn im richtigen

Gang und Geleise zu halten, und ihre Sorgen und Befürchtungen beginnen sich zu verflüchten.

Es ist Pfingstmontag und beim Wirtspolden rüstet man zum Pfingstelritt. Die Reiter flechten ihren Köpfen zierliche Zöpflein in die Mähnen und binden bunte Maschen in diese und in den langwallenden Schweif. Sachkundige Blicke aber mustern Reiter und Rosse von oben bis unten, und viele mutmaßen schon, wer heuer beim Ritte das Erste kriegen dürste, und welcher Gaul oder Reiter nicht zu solchem Geschäft taugte.

Den Fojel geht öfter so etwas wie schwacher Reid an, daß er nicht auch so schmuck beisammen ist wie die Pfingstelreiter und nicht auch auf so einem aufgezapften und gepußten Gaul sitzen und umhertrabbeln kann, aber er tröstet sich allemal gleich wieder, daß er ja eigentlich jetzt unter die Männer gehört und diese ernst und gesetzt beisammenstehen, lediglich zuzuhauen und dabei gewichtig reden. Nach einigem Schauen und Gaffen stellt er sich nachher zu einer Gruppe älterer Leute und hört deren Reden zu, bis die Spielleute einen prickelnden Marsch anstimmen und der Zug sich in Bewegung setzt.

Voraus schreitet der Schneidmichel, der Spazmacher der Umgegend, und trägt ein fähnchenartig aufgepanntes, seidenes Knüpfstüchel, das nebst einem kleinen Geldpreise demjenigen zufallen soll, der als erster über das äußere Ziel reitet; ihm folgen die Reiter, und diesen die

Spielleute, und hinterdrein zieht jung und alt, um zuzuschauen. Auf dem Feldrain draußen hält der Bircksteiner dem roten Jockel noch die Hand hin. „Magst wetten, daß mein Ferkel das Erste kriegt? Ich kenn' mich schon aus.“

„Gilt schon.“

„Um zwei Maß Bier?“

„Gilt schon.“

Koff' und Reiter stellen sich am inneren, durch Strohgezettel gemärkten Ziele an, und nachdem der Schneidermichel am äußeren Ziele draußen einen Pistolenschuß in die Luft gefeuert, geht es los. Einige der Koffe, die schon öfter den Pfingsteltritt mitgemacht, greifen flottweg aus und streben schnurgerade dem Ziele zu, einige andere tänzeln und hüpfen erst eine Weile herum, ehe sie sich zu gestrecktem Laufe entschließen, und des Stegmüllers Rappel scheut und rennt der Quere nach über Brachfeld und Raine. Aber auch des Bircksteiners Ferkel kommt nicht als erster ans Ziel, des Dedkrumpen Fuchsel, das keiner so recht in Rechnung gezogen, überholt des Bircksteiners Falben um gutding zwei Längen und fliegt wie geradeweg ein Pfeil als erstes über das äußere Ziel.

„Malefizspiel übereinander!“ ärgert sich der Bircksteiner. „So ein . . . eine . . .! Jetzt: wie tun wir mit unserem Gewette?“

„Verspielt hast halt!“ grinset der Jockel verquüglich . . . dein Ferkel hat nicht das Erste.“

„Teufel, ja.“

„Zwei Maß Bier! Komm' ich zu einer wohlfeilen Zech.“

Mit dem Fähnlein in der Hand reitet der Dedkrumpenbub wie ein großmächtiger Sieger daher und die Spielleut' stimmen den Pfingtelmarisch an. Alles rüftet zum Rückzug ins Wirtshaus, wo es den Pfingstelanz gibt.

Unterdesen überwerfen sich der Reuthäuslerin Kupperl und der Schuhgießerbub aus der Nachbargemeine einer Kleinigkeit wegen und fangen zu streiten und zu schreien an.

„Schämt euch, Wildfänge!“ mahnt der Windhager ab. „Bleibt daheim, wenn ihr euch nicht manierlich benehmen könntet und noch nicht unter die Leute taugt!“

Die zwei Kunden tun wirklich, als ob sie sich schämen würden, werfen einander noch ein paar drohende Blicke zu und schließen sich ihren Kameraden an. Im verborgenen aber wühlt bei jeglichem der Mergler weiter, und einer wie der andere sumt, wie er dem Widersacher mit ein paar Puffen an den Leib könnte.

Vor dem Wirtshaus sitzen die Pfingstelreiter ab, ein paar halbschüßiger Buben übernehmen die Koffe zum Heimführen, und nachher geht es auf den Tanzboden. Die älteren und gesetzteren Leute aber setzen sich in der Schankstube herunters zusammen, um unter ernststen Reden von Arbeit und Wandel und ab und zu ein bißel

Spaß und Neckerei als Würze darunter den Nachmittag zu verbringen. . . Der Jofel denkt nicht daran, daß er eigentlich Trauer hat um den Bruder, er fühlt sich als der nunmehrige Pingartner und zählt sich unter die gesetzten Leute. Deshalb setzt er sich auch zu ihnen in die Wirtsstube, hört den Reden zu oder schwagt selber hie und da ein wenig mit. Auf dem Tanzboden oben jedoch blasen und fiedeln die Spielleute, lacht und singt das junge Gebursche, und die Stubendiele ächzt unter dem gleichmäßigen Gestrampfe der Tanzenden.

„Man kann's schier nimmer glauben, daß man selber auch einmal so pudelnärrisch gewesen ist,“ sumt der Sollerhannes. „Wo einer eine Geigen in die Hand genommen hat, ist man schon gehupft und gesprungen, und wo einer . . .“

„Eine alte Geschichte,“ nickt der Wegmacher. „Die Welt und die ganze Menschheit sind wie . . . Wie sag' ich dem gerade? Auf jedes Dachel scheint einmal die Sonne, und wo sie hinscheinet, wird es warm. Da gibt's einmal nichts. Ehzeit hat sie auf unser Dachel gescheinet, und jetzt sind andere in der Sonnen. Da gibt's einmal nichts.“

So redet und schwagt man dahin, bis auf dem Tanzboden oben plötzlich Spiel und Lachen verstummen und schrilles Schreien durch die Stubendiele dringt. Ein kleines Zeitlein nachher trampelt und hastet es draußen über die knarrende Holzstiege herunter, und gleich darauf heißt es: Kaufen tun sie!

Der Wirtspolb reißt den Ochsenziemer vom Nagel und stürmt auf den Tanzboden, aber schon nach kurzer Weile kommt er wieder daher und schäumt gerade nur vor überwallendem Zorn: „Wie die Wilden . . . wie völlig die Wilden,“ „Es mußt kein Reden und kein Dareindreschen. Schaut ihr, daß ihr sie zu gerechtem bringet!“

Schaut ihr! Das ist gleich gesagt; aber wer will sich auch mit . . . Wilden herumbalgen? Keiner rührt und regt sich von seinem Sitze; aber jeglicher schimpft und zetert über so grausliche Zochen, die keine Manier und keinen Anstand kennen, und die mit ihren Händeln nur die Freude und Ausbeiterung der anderen stören.

Wer denn? . . . Die zwei Wildlinge halt, der Reuthäuslerbub und der Schuhgießerbub und noch ein paar andere, die sich darein gemischt und gemenget.

„Jofel!“ rät der Sollerhannes. „Du wärest stark und . . . und . . .“

Am dem Kunden verlore die Welt am wenigsten, wenn ihm etwas zustieße.

„Geh zu, Narr!“ drängt der Wirt. „Da hast den Ochsenziemer, und wenn du sie auseinanderbringst, kannst trinken, was du magst.“

Ein, zwei Augenblicke besinnt sich der Jofel noch, ob er soll oder nicht, dann aber hebt er sich langsam und spuckt in die Hände.

Schon ist er auf dem Tanzboden und wirft ein paar flüchtige Blicke auf die Käufer, ohne sich aber recht auszukennen, wer eigentlich zu der oder zu jener Streitgruppe gehört, und unter der Spielbrücke sieht er ein paar dorthin geflüchteter Spielleute hervorlugen. . . . Wen soll er da zuerst angehen? . . . Ach was! Lumpen sind sie alle, die da raufen, Wildlinge, haben sie unten gesagt, und er soll sie aneinanderbringen.

Also fährt er aufs Geratewohl dazwischen. . . . Dem ersten, den er trifft, gibt er einen Stoß,

Einödbären der Form halber einzuvernehmen. Wie alles hergegangen, haben ihm der Wirtspold und einige andere schon erzählt, und daß ein närrischer Mensch närrisch zugreift, ist männiglich bekannt. Als der Fofel den Gendarmen anrücken sieht, will er sich flüchtig geben, aber die Sesserl hält ihn davon ab.

„Sagst ihm, wie es gewesen ist, und damit ist's am Ende,“ rät sie, und er folgt ihr wie ein kleines Kind.

Aufrichtig und wahrheitsgetreu erzählt er den



Also fährt der Fofel aufs Geratewohl dazwischen

daß er wider die Wand prallt und wieder zurück wie ein Spielball, den zweiten schlägt er mit geballter Faust nieder, zwei andere wirft er durch die offene Türe hinaus, daß sie nur so über die Holzstiege herabkollern, und in kurzer Weile hat er auf diese Weise aufgeräumt.

Als der Tanzboden um ihn her leer ist, nicht er wohlgefällig einige Male vor sich hin und tritt wieder in die Wirtsstube hinunter. „Ich da,“ schnunzelt er zufrieden und setzt sich auf seinen alten Platz. „Hinausgeworfen. . .“

Bald nachher aber heißt es, daß dem Keutzhäuslerbuben ein Arm abgeschlagen ist, daß der Kasperlknecht halbtot im Vorhaus liegt, und daß oben in einem Tanzbodenwinkel ein anderer mit dem letzten Schnaufer ringet. . . .

Zwei Tage nachher aber kommt auch schon ein Gendarm in den Pingarten, um den . . .

ganzen Hergang, und damit gibt sich der Gendarm zufrieden und zieht wieder ab. Trotzdem jedoch wird der Fofel wegen schwerer Körperverletzung und Gott weiß was noch allem angeklagt und vor Gericht geladen.

Die Sesserl aber wähnt allmählich eine Dornstaude um sich und in ihr wachsen zu spüren. Von überallher sticht und kratzt es sie. Eingesperrt wird der Lapp jedenfalls eine Weile werden, wie es herschaut, und was fängt sie nun an? Das Heuet rückt an, später kommt die Ernte, und . . . ihren einzigen Arbeiter und Helfer werden sie ins Loch stecken. . . . Ein Narr eben! Aber die andern hätten in diesem Falle so viel Verstand haben sollen, keinen Narren in die Brüche zu tauchen.

Als der Tag der Gerichtsverhandlung anbricht und der . . . Narr sich schier voller Freuden zum Gange ins Städtlein und zu Gerichte rüstet, setzt sie sich auf die Ofenbank und flennt vor Trüb-

jal. Das greift dem Jofel ins Herz. Begütigend streicht er ihr über die Hände und tröstet: „Du nicht flennen, Sessel; ich aufgehängt werden.“

„Biel wird eh' nicht fehlen,“ preßt sie steinhart heraus. „Wenn es nicht so viel Arbeit gäbe, und wenn ein bißel etwer im Hause wäre, müßt' ich mitgehen. Mit dir tun sie ja gerade, was sie wollen.“

„D! Ich da!“ verwahrt er sich und geht wohlgenut von dannen und dem Städtlein zu. Die Woiht hinunter wird ihm wohl, als müßt' er nochmals umkehren und der Sessel das Flennen abermals widerraten, aber er weiß, daß er zurzeit im Städtlein unten sein muß und beim Gericht, und so stapft er denn weiter. Die Weichheit jedoch ob der Sessel Flennen will durchaus nicht aus seinem Herzen.

Unterdessen haben sie beim Bärenmetzger einen schon wegen seiner Ungebärdigkeit verkauften Stier auf die Schlachtbrücken geführt; aber der hat Lunte gerochen, sich losgerissen und freigemacht und tollt nun als wahrhaft wildes Vieh im Städtlein herum, jedweden bedräuend, der sich vor ihm zeigt. Je härter ihm die Metzgerburschen nachsehen, desto wilder wird er. Schreiend und kirrend flüchtet alles von den Gassen und Straßen in die Häuser, und das Gerücht geht, daß er schon einige Schulkinder zertreten hätte. Auf einmal hat der Stier nur noch eins im Auge: den Jofel, der mit einem wuchtigen Prügel ihm entgegenkommt.

Jedem, der es sieht, stoßt für ein paar Augenblicke der Herzschlag, und aus Türen und Fenstern winkt und schreit man dem Menschen zu, sich flüchtig zu geben. Aber der Jofel nimmt dies als Aufmunterung.

Hartnahe vor dem Gerichtshause treffen beide zusammen . . . Jetzt . . . gibt es ein Unglück!

„Daher!“ schreit der Wirtspold aus der Türe des Gerichtshauses, aber der Jofel hört es kaum. Etwas ungelent springt er zur Seiten, und gleich darauf sunset ein wuchtiger Schlag wider den Kopf des wildgewordenen Tiers. Ein, zwei Augenblicke steht und schaut dieses beinahe verstört um sich, schüttelt den Kopf und pflurrt wie ein Roß, aber derweil wirft der Jofel schon den Prügel weg und faßt es kurzweg bei den Hörnern. Ein Ruck, und die Schnauze des Tiers steht wagrecht zur Seite. Es kann seine wilde Kraft nimmer voll gebrauchen. Noch ein Ruck, ein hartes Kreischen aus dem Munde des Jofels, und mit gebrochenem Genick sinkt es in die Knie. Dem Jofel aber bleibt eines der Hörner in der Hand.

Verlegen starrt er das Ochsenhorn an, und beinahe entschuldigend und beschönigend knirrt er wider die Leute, die nun aus der Türe des Gerichtshauses kommen.

„Du bist dein Geld wert,“ staunt der Sollerhannes. „So ein . . . ein . . .“

„Ich nichts dafür können . . . aber nicht rühren mehr.“

Das Vieh rührt sich tatsächlich kaum mehr, sondern grölt nur mehr in seiner Wildheit und in seinem Schmerze wie eben . . . ein wildes Vieh.

Drinne, im Verhandlungszimmer des Gerichtshauses, schaut der Gerichtsadjunkt den Waldbären schier wie ein leibhaftiges Weltwunder an. Die Fragen nach Alter, Zuständigkeit und so weiter müssen die Zeugen für den Jofel beantworten, weil er sie nicht versteht und nichts zu sagen weiß darauf, und auch von der Verlesung der Anklageschrift versteht er nichts.

Nun: wie alles gewesen und gekommen sei bei dem Gerause? . . . Das weiß er noch, und das erzählt er auch in seiner Weise, wie er es dem Gendarmen erzählt. Man hat ihm gesagt, er solle die Wildlinge zu rechtem bringen und könne dann trinken, so viel er möge, und so habe er sie halt ein wenig auseinandergehoben und gedämpft.

Was bei so einem Menschen ein wenig heißen mag, kann sich der Gerichtsadjunkt nach dem vorhin Gesehenen so beiläufig vorstellen, und er tadelt die Leute, die ihm den Rat gegeben.

„Ja, was hätten wir sonst tun sollen?“ erinnert der Wirtspold. „Ich habe nichts gerichtet, und . . . Ja, was wäre denn der Stier von vorhin! Wie die wildesten Viecher sind sie gewesen, einer wie der andere.“

Die Reuthäuslerin will ein Gezeter anfangen und verlangen, daß so ein gemeingefährlicher Mensch zumindest ins Narrenhaus käme, aber der Gerichtsherr läßt sie durch den Amtsdienner gleich vor die Türe setzen. Gemeingefährlich könnte man in diesem Falle schon etwen anderen nennen . . . Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang, und zum Schlusse verkündet der Gerichtsadjunkt in Anbetracht aller Umstände und mit Rücksicht auf die Beschränktheit und die Bärenstärke des Angeklagten dessen Freispruch und deutet an, daß die Sache wider die Käufer beim Kreisgerichte anhängig gemacht werden würde.

Die Geschichte ist aus und zu Ende, und der Wirtspold drängt den Jofel zur Türe und zum Gehen. Aber unter dieser kehrt sich der nochmals um.

„Jetzt und . . . wann ich aufgehängt werden?“

„Sie werden gar nicht aufgehängt, nicht einmal eingesperrt,“ belehrt der Richter.

„Sei froh,“ bedeutet der Wegmacher und schiebt ihn weiter.

„Ja . . . aber z'wegen was ich hermüssen und . . . so viel Arbeit daheim? . . .“

Es herbstet . . . Der Birken Laub schlägt immer mehr ins Gelbliche über; aus den Bergwäldern hernieder leuchten die Buchen wie eitel Feuerbrände, und über die sich allmählich leeren

den Fluren ziehen schon vereinzelt Spinnweben wie zarte Schleier. Wer noch Bergstreu droben in den Gehängen hat, schaut, daß er sie noch bei gutem Wetter herunterbringt . . . Es ist Mathuis und nur mehr ein Ragensprung bis zu Micheli, und um solche Zeit rückt gemeiniglich böses Wetter ins Land und auf die Berghöhen.

Im Pingarten sind sie mit all ihrer Arbeit nicht früher fertig geworden wie alle die Nachbarn ringsumher, aber auch nicht später, und die Sessler denkt nimmer daran, das Gütel verkaufen und in die Fremde ziehen zu wollen. Es werkt und arbeitet sich recht schön, trotzdem sie nur ihrer zweie sind zu all der vielen Arbeit, und der ungeschlachte, knorrige Mensch läßt sich von ihr lenken und leiten wie ein williges Kind, wenn sie ihn in

der richtigen Weise packt und behandelt. Zwei

Fuhren Hafer noch sind von dem etwas absonnigen Hängfelde hereinzubringen, nachher ist alles unter Dach und Fach, und wenn es schlimmes Wetter anfangen will, soll es ihretwegen.

Nach halbem Nachmittag ächzt und knarrt die letzte Fuhr den Feldweg hinein gegen den Stadel. Vor dem Abladen der Fuhr aber setzen sie sich zuerst zum Abendbrot zusammen und freuen sich, daß die Arbeit soweit gediehen. Da stolpert einer über die Gred herein und in die Stube, hat hübsch ein Räuschlein im Kopfe und den Militärkoffer in der Hand: der Steffel.

„Auskommen!“ lacht er in die Stube und wirft den verhassten Koffer unter die Ofenbank.

Die Sessler erschrickt beinahe. Sie hat seinerzeit dem Bruder wohl geschrieben, er solle zu ihr als Knecht kommen, sobald er vom Soldatenleben los und ledig ist; aber jetzt reut sie dies schier. Sie brauchte ihn eigentlich nicht, nachdem sie ihrer zweie die Arbeit so schön bezwingen können.

„Also: grüß dich Gott, Schwester!“

„Grüß dich Gott auch!“ bewillkommt sie und rückt ihm gleich einen Stuhl an den Tisch. „ß gleich mit!“

„Nicht groß, der Hunger,“ lehnt der Steffel ab und wirft auch die blaue Soldatenmütze auf

die Bank. „Eine Weile beim Wirt unten geessen . . . Ja . . . Und wie geht's dir denn jetzt, Sessler?“

Der Josel betrachtet den Kunden eine Weile mißtrauisch von der Seite und hört nachher zu essen auf. Schwester sagt er wohl zur Sessler, aber so viel er weiß, ist dieser . . . Kerl noch nie bei ihnen gewesen.

„Mein Bruder,“ erklärt die Sessler. „Weißt, der ist jetzt drei Jahre bei den Soldaten gewesen und kommt jetzt als Knecht zu uns.“

„Nm,“ nickt der Josel, schüttelt aber gleich nachher den Kopf. „Wir keinen Knecht brauchen. Ich da!“

„Es geht doch alles leichter, und auf ein jedes kommt nachher weniger Arbeit.“

„Ich da. Wir keinen Knecht brauchen,“ erklärt er nochmals.

Nun hört auch die Sessler zu essen auf. Die Geschichte will sich schon von allem Anfange an hübsch spitzig anlassen. Wenn der Josel sagt, daß man keinen Knecht braucht, so wird er in seiner, allen beschränkten Leuten eigenen Dickhädeligkeit dabei beharren und den Bruder allweg als zu mindest überflüssig betrachten, wenn er sich ihm



Der Josel betrachtet den Kunden eine Weile mißtrauisch.

nicht etwa gar feindselig entgegenstellt. Und es ist im Grunde genommen auch so: sie brauchen wirklich keinen Knecht. Der Steffel wird sich also in der nächsten Zeit schon um einen anderen Dienstplatz umschauen müssen.

„Gehen wir's also wieder an!“ mahnt sie und steht vom Tisch auf. „Du hilfst eh' gleich mit, Steffel. Eine Fuhr' Hafer ist noch abzuladen.“

„Mein!“ lehnt der Steffel auf Umwegen ab. „Ich weiß heute nicht . . . die lange Fahrt . . . nichts geschlafen, und . . . ein bißel austrasten möcht' man doch.“

„Wir niemanden brauchen,“ erklärt der Josel und geht voraus in den Stadel.

„Der Depp muß aus dem Hause, wenn ich da bleiben soll,“ fordert der Steffel schon, als Josels schwere, schlürfende Tritte im Vorhause verhallt.

„Der . . . Josel?“

„Was weiß ich, wie er heißt; aber den verjagt mir!“

„Unmöglich,“ bedeutet die Sesserl. „Der ist des verstorbenen Sinnerls Bruder und zum Hause geschrieben. Er gehört auf Lebenszeit zum Pingarten wie Feld und Wiese. Und wenn das nicht wäre: bis jetzt hat er für zwei gearbeitet, und was hätt' ich angefangen, wenn ich ihn nicht gehabt hätte?“

„Ist's, wie es ist: gesagt habe ich dir's.“
„Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Ehezeit bist alleweil so handsam gewesen . . .“

„Ein Lapp,“ gesteht er selber. „Das hat's nimmer not. Andere Zeit, andere Leut'. Verstehst mich, Sesserl?“

Sie aber schüttelt den Kopf zu solcher Rede; sie versteht ihn nicht. Was nützt es ihm, wenn er bei den Soldaten vielleicht dies und jenes gekolten? Jetzt ist er doch wieder ein Knecht wie jeder andere, ob er nun bei ihr bleibt, oder etwo anders in Dienst tritt. Und den Josel kann und will sie nicht verjagen. Wie sie gesagt hat: erstens gehört er zum Hause wie Feld und Wiese, und zweitens wär' es der größte Undank, nachdem er sich alle die Zeit her so geschunden und gemüht, ihr fortzuhelfen. Sie schüttelt selbst im Stadel drüben noch den Kopf.

„Wir keinen Knecht brauchen,“ erinnert dorten der Josel wiederum. „Ich da.“

„Er wird eh' nur bleiben, bis er einen Dienst gefunden hat,“ beruhigt sie aufs Geratewohl. „Auch ein armer Kerl; keine Eltern und keine Heimat.“ „Wo ginge er auch derweilen hin?“

Das beruhigt den Josel auch und mildert seinen Widerwillen gegen den Eindringling. Wenn einer keine Eltern und keine Heimat hat, und nicht weiß, wo er hingehen soll, ist er wahrhaftig armfelig genug daran. Nach Feierabend will er sich als Tröstung sogar in einen Schwaz einlassen mit ihm, aber der Zochen tut nur ein paar unwirscher Drummer und kehrt sich ab. Also setzt sich der Josel ein Zeitlein mit seiner Feierabendpfeife aufs Gredbänkchen hinaus und sinnt in seiner Weise hin und wider, freut sich, daß der Hafer im Stadel ist und rechnet, wann man mit dem Erdäpfelgraben fertig sein könnte, wie viel Fuhrn Rüben wohl heuer zum Heimführen würden, wann der Flachs gebrechelt werden könnte, und wie er nachher den Webstuhl in der Stube aufstellen solle, damit alles taugte und im Winkel wäre.

In der Stube drinnen aber sitzen der Steffel und die Sesserl am Tische und um das Licht herum und schwazen von Vergangenheit und Zukunft. Es hat eine Zeit gegeben, wo es ihnen jedem schlechter ergangen wie heute. Den Vater hat im Walde draußen ein fallender Baum erschlagen, und die Mutter ist ihnen bald nachher ebenfall's weggestorben. Wie eins unter fremden Leuten aufwächst, weiß man schon, und wenn man sich in kindlichem Unverstand auch noch nicht recht fügen will in die so geänderten Ver-

hältnisse, wird es nicht besser . . . Die Sesserl dankt aufrichtigen Herzens dem Sinnerl, daß er sie . . . in seiner Narrheit, wie die Knechtshäuslerin gesagt, auf eine eigene Bank und in ein ander Leben gebracht. Nur zu früh gestorben ist er — viel zu frühe.

„Das kann dir wurscht sein,“ urteilt der Steffel in aller Ruhe. „Die Sache hat er nicht mitnehmen können in die Ewigkeit, wie die Leute sagen; so ist sie dir verblieben. Und du hast nun erst das längere Trumm in der Hand. Eine neue Heirat . . .“

„Behüt' mich!“ verwahrt sie sich hastig.
„Was willst du sonst? Meinst, ich kann ewig bei dir bleiben? Uebrigens: weißt du was? Schaden tät' es mir auch nicht, wenn ich zu etwas käme . . .“

„Ich vergunnet dir's wahrhaftig von Herzen.“
„Ich mir selber auch. Aber ein Gelump' ist es, wo du hinschaust. Mit was kauf' ich mir etwas? Keinen Kreuzer um und um. Und diesen Bauernsimpeln den Narren weiter machen und ihnen um die paar Groschen Lohn das ganze Jahr wegarbeiten . . .? Fällt mir gar nimmer ein, wo ich als Unteroffizier . . .“

„Hörst: jetzt muß ich schon dumm fragen,“ fällt sie ihm in die Rede. „Was . . . was ist denn das nachher, und z'wegen was . . .?“

„Z'wegen was ich nicht dabei blieben bin beim Militär, . . . willst sagen?“

„Eh'.“
„Baumfest im Sinn gehabt, aber . . . dein Brief, verstehst, und . . . gerade ums Handzumachen. Ein anderer vorgekommen. Und jetzt hänge ich halt da zwischen Himmel und Erd'. Wie gesagt: dein Brief . . .“

Ein paar Augenblicke ist es in der Stube so stille wie im Vorhause der Ewigkeit. Die Sesserl könnte sich in die Haare fahren, daß sie in ihrer Voreiligkeit den Brief geschrieben, der den Bruder aus dem vorgenommenen Weg gedrängt und zu ihr heimgeführt, wo er jetzt tatsächlich so viel wie überflüssig ist, und der Steffel langt nach seinem Pfeiflein und verwendet keinen Blick von der Schwester.

„Wäre aber all beiden recht leicht geholfen,“ fängt er nach einer Weile wieder zu reden an und beginnt die Pfeife zu stopfen. „Recht leicht.“

„Wie denn nachher?“
„Recht leicht,“ wiederholt er nochmals. „Und ich käm' auch zu etwas. Du verkaufst mir dein Sachel um einen annehmbaren Preis, und dannimmst das Geld und heiratest auf ein größeres Geschäftel.“

„Wenn . . .! Wenn das dein Ernst wäre, so reden wir halt ernsthaft darüber,“ geht sie auf den Schwaz ein, aber das Lächeln schwindet aus ihrem Gesicht. „Erstens bin ich nicht so dumm, daß ich auf so eine Weise verkaufet' und auch wieder in die Not und das Elend hinaushänget',“

und nachher gebe ich mein Heimatel überhaupt nicht her, um's Geld auch nicht."

"Wer sagt denn von Not und Elend?" wendet er etwas gereizt ein. Er hat sich den Plan schon durch etliche Wochen so eben geglättet, daß ihm dieser Einwand schier wie eine Beleidigung vorkommt.

"Mit was zahlst mich denn? Hast ja gerade vorhin selber gesagt, daß du keinen Kreuzer um und um hättest."

"Mit was zahlen denn andere ihre Schulden? Fürsten und Grafen und verschuldete Bauern transchieren (rangieren) sich mit einer reichen Heirat, und ich habe dieselbe Spekulation. Verstehst mich jetzt? . . . Und so machen wir es, Seffler. Nachher ist uns all beiden geholfen."

"Nein, so machen wir es nicht," lehnt sie nun kurzweg ab. "Ich vergönne dir's von Herzen, wenn du eine gute Heirat machen kannst, aber den Pingarten verkauf' ich nicht, und auf so eine Weise schon gar nicht."

"Zwegen was hast mich denn nachher hergelockt?"

"Wegen so einem Unsinn nicht, und das werde ich dir auch nicht geschrieben haben."

"Ich wäre sonst beim Militär geblieben, wo ich die schönsten Aussichten gehabt . . ."

"Da hättest dir eben selber raten sollen. Ich hab' das nicht gewußt, und ich hätt' es auch nicht verlangt, daß du meinestwegen . . . Ich habe nur gemeint, dir wird es gleich sein können, wo du als Knecht arbeitest, bei mir oder bei etwem anderen."

"Nachher . . . tust, wie du willst," trüzt er und steht auf. "Dingst dir, wen du willst, und ich . . . Ein Plätzel wirst wohl haben, wo ich heute liegen und schlafen kann."

"Platz genug im Hause." Und sie nimmt das Licht vom Tische und leuchtet ihm in die Kammer und zu einer leerstehenden Bettstatt.

"Gute Nacht!"

Das beste wär' es, wenn er gleich morgen wieder sein Kofferchen nähme und ein Dertel weiter ginge. Er ist der Steffel nimmer, der er ehezeit gewesen, der gutmütige handsame Junge; die drei Jahre haben ihn vom Grunde weg verändert. Und aus seinem Planen wird nichts! Nein, er soll nur wieder gehen! Sie braucht keinen Knecht, nachdem es so auch geht, ihn nicht und einen anderen noch weniger.

Der Steffel jedoch denkt gar nicht ans Fortgehen. Der Pingarten gefällt ihm besser, als wie er sich ihn die ganze Zeit seines Planens über vorgestellt. Er hat alleweil gewähnet, es sei nur so ein Häufel, auf das die Schwester mit Ach und Krach geheiratet, ein Dertel, auf das keine andere hätte heiraten wollen; derweilen ist er ein stattlich Bauernhöfchel mit etlichen Fochen Grundes, und alles schön und sauber beisammen. Nein, da rennt er nicht so mir nichts, dir nichts

weg und wieder davon und läßt alle Pläne fahren, die er sich den ganzen Sommer über so schön zusammengeschmiedet und zusammengereimet . . . für alles kommt eine Zeit, also wird auch für diese Sache eine kommen. Halt abwarten und es so machen wie zwei lederzähe Mühlspieler, die hübsch gleichwertig sind: abwarten und ablauern, bis einer oder der andere einen falschen Zug tut und sich eine Blöße gibt! Es wird schon einmal werden. Und dann nicht mehr locker lassen, bis das Spiel völlig gewonnen!

Als man sich zur Morgensuppe setzt, steht er auf, pfeift ein Liedel vor sich hin und setzt sich nachher auch zu Tisch. Der Josef spannt später ein, um ein paar Birkenstämme heimzufahren, die dann zu gelegener Zeit aufgearbeitet werden sollen, und der Steffel nimmt eine Hacke und schlendert hinterdrein. Nachher schaut er sich auch den Wald ein bißel an und rechnet. Hübsch ein Geldel ließe sich schon aus dem Holz heraus schlagen, wenn nur das größere gefällt und abgetrieben würde, und wenn er dieses wirklich der Schwester geben und auszahlen wollte, bliebe ihm noch all das übrige rein umsonst und geschenkt. Halbwegs eine Heirat noch, und er stände da wie . . . ein kleiner Freiherr, von keinem Menschen abhängig, niemandem untertan und keinem zu Dienst verpflichtet . . . wie es sich für einen gewesenen Unteroffizier eben gebührt. Und mit diesem Geldel könnte sich die Schwester ganz gut irgendwo einheiraten. So wäre beiden geholfen, und so ginge es sich am schönsten aus.

Der Josef aber hat einen Verdacht: "Du, wann der Steffel wieder gehen?" fragt er einmal die Seffler.

"Er wird bald einen Dienstplatz gefunden haben," vertröstet die. "Etwan fragt er am Sonntag eine Weile herum."

Nach einer Weile fängt auch der Steffel sein Gerede bei der Schwester wieder an. "Weberwirtschaft!" sagt er einmal abends gleichmütig. "Wo kein Herr im Hause ist, verschlampt und verlüdert alles . . . Hast dich noch nicht besonnen?"

"Hör mir mit diesem eiskalten Schwatz auf!" ärgert sie sich noch ein bißel mehr. "Ich brauch' mich nicht weiter zu besinnen; ich hab' dir meine Meinung schon einmal gesagt, und . . . da gib't's einmal nichts weiter."

"Nachher geh' ich halt," droht er.

"So gehst. Meinestwegen heut noch."

"Morgen ist Sonntag, und da . . . Es wird sich schon etwas finden, derweilen. Schau halt, wie du nach und nach abwirtschaftest! Aber sel sag' ich dir im voraus: als Gelumpke kauf' ich dir nachher das Krätzel übereinander nicht ab. Daß du es heute schon weißt."

"Werde dir's auch nicht anbieten."

Damit hat der Schwatz für diesmal wieder

ein Ende, aber es bleibt beiderseits eine gewisse Gereiztheit und Trübsigkeit zurück . . . Der nächste Tag ist ein Sonntag, und es wäre das Kirchengenhen diesmal am Fofel. Aber sie schüzt ein Geschäft vor und ordnet an, daß der daheimbleiben und gaumen folle. Wenn er gerade wollte, könnte er nachher in den Nachmittagsjegen und ihretwegen auch ein wenig ins Wirtshaus gehn.

„Auch recht,“ willigt der Fofel ein und bleibt daheim.

Aber auch der Steffel rüstet zum Fortgehen. Er will schauen und umfragen, wo ein passendes Geschäftel für ihn zu finden wäre. In der Frühe ist es schon hübsch hart gefroren, aber am wolkenlosen Himmel steigt die Sonne in aller Schöne empor und verspricht einen heitern Herbsttag.

Nachdem beide fort sind, schlendert der Fofel eine Weile in Haus und Hof und in den nächstgelegenen Gründen herum, und dann richtet er übers Kochen. Bis die Sessler heimkommt, siedet und brodelt schon alles auf dem Herde, und sie braucht nur mehr die Suppe einzukochen, die Knödel zu formen und ins kochende Wasser zu werfen und irgendeine Brühe zu richten.

Beim Mittagessen sitzen sie wieder einmal jelbender am Tische, und im Herrgottswinkel oben hockt die anheimelnde Gemütlichkeit und schaut ihnen behaglich zu.

„Der Steffel ein Geschäft finden wird?“ sinnt und fragt der Fofel mittendrin und unvermittelt.

„Etwas wird ja doch zu erfragen sein,“ verhofft sie. „Bei uns ist er wirklich . . . unnötig.“

Nach dem Abfüttern richtet er sich zum Nachmittagsfirchgang und nimmt auch vor, sich nach dem Segen ein Zeitlein ins Wirtshaus zu setzen und mit den Nachbarn und den gesezten Leuten geseht und gewichtig zu reden, wie es sich für einen schickt, der nun selber Haus und Hof hat; aber mittendrin fällt es ihm wieder anders ein, und er schlüpft wieder ins Werktagsgewandel, hockt sich zur Zimnhütte hinaus und schaut den im warmen Sonnenschein hurtig ab und zufliegenden Tierchen zu. Dazwischen sinnt er in seiner langsamen, unbeholfenen Weise hin und wieder, und es wird allmählich hübsch über halben Nachmittag, als er in der Stube schreien hört.

Er reißt den Kopf in die Höhe und loset . . . Den Stimmen nach die Sessler und . . . und irgendein Männerleut . . . Nicht sauber! Möcht' wissen, wer da mit der Sessler zu schreien und etwan gar zu greinen hätte? . . . Und hastig springt er auf, rennt barfuß der Gred und der Haustür zu, horcht ein, zwei Augenblicke.

Der Stimme nach der Steffel! Na, wenn es sonst keiner ist! Bruder und Schwester! Da mischt und menget er sich nicht ein. Wenn die auch ein wenig maulen mitfammen, sel hat

nichts zu bedeuten. Vielleicht verschimpft sie ihn wegen irgend etwas oder schaffit ihn gar fort, weil sie niemanden brauche im Hause . . . Nein, sie haben sonst etwas.

„Ich hab' dir's schon einmal gesagt, wie ich besonnen bin, und jetzt will ich meine Ruhe haben damit,“ schreit sie.

„Und ich besteh' drauf,“ truzt der Steffel entgegen, und es ist, als ob er auf den Tisch einhante. . . . „Weil es sich so gehört von Rechts



„Sessler!“ haucht der allmählich mit dem Tode Ringende, und aus seinen Augen strahlt ihr das lauteste Glück entgegen.

wegen, und weil du keinen Schaden hast. Du kriegst dein Geld für den Krempel und . . .“

„Und ich mag nicht.“

Also ein Handel, weil vom Gelde die Red' ist. Sie handelt nicht ohne ihn und hat ganz recht. So etwas steht ihm zu, dem Fofel.

Ein Zeitlein ist es ruhig und still in der Stube. Wenn sie nicht mag, gibt's natürlich keinen Handel. Der Steffel jedoch will ihn heute erzwingen. Er hat in der Früh den Weg ins Nachbardorf hinüber genommen und sich dorten ins Wirtshaus geseht und dem Plane nachgegangen . . . Werden muß es, wie er sich's ausgeküstelt und ausgerechnet, und einen Bauernknecht macht er auf keinen Fall mehr, er, der ehemalige Unteroffizier. Und wenn sie nicht gutwillig ja sagt, muß sie eben dazu gezwungen werden, wie ein unverständiges Kind, das nicht folgen will. Ein paar Büsse und sie wird schon milder werden und einsehen, daß auch er ein Recht hat, etwas zu sein und etwas zu besitzen. Sie kriegt ja ihren Anteil; das Geld, das er aus dem Walde herauszuschlagen beabsichtigt, gibt er ihr bei Heller und Pennig.

„Besinnst dich wirklich nicht anders?“ mahnt er nach einer Weile wieder.

„Ich nicht, und . . . jetzt sag' ich dir's zum letzten Male: laß mich in Ruhe mit dem eisfalten Schwaz — und . . . dort hast die Tür!“

„Das werden wir sehen,“ knirscht er in seiner

aufwallenden Wut, und gleich darauf gelst ein Hilfeschrei durch die Stube.

„Josel!“

Er tut ihr etwas . . . Wie wenn ihm etwer mitten durchs Herz schnitte, wird ihm, und wie ein jäh abgeschossener Pfeil schnell er vom Plaze und der Stubentür zu. In der Hast verfehlt er die Klinke, aber ein Druck, und brechsend gehen Holz und Gefülße in die Brüche.

Der Steffel hat die Schwester vor Aerger am Halse gepackt; aber das Krachen der Tür sagt ihm, daß der gerufene Depp wirklich kommt. Wenn ihn der in die Arbeit nimmt, ist er hin. Also: ich oder du. Er springt zum Tische hin, reißt das Brotmesser aus der Tischlade und dem in aller Wilde anstürmenden Josel fährt die kalte Schneide zwischen die Rippen . . .

Ein bärenrauhes Kreißen entringt sich dem Munde des am Leben Getroffenen, und dann taumelt er und sinkt zu Boden.

„Mörderer!“ schrikt die Sessler in ihrem Schrecken und dem zur Tür Flüchtenden nach, und dann beugt sie sich über den sterbenden Schwager und sucht nach der Wunde. Womit sie helfen oder das rieselnde und sprudelnde Blut stillen könnte, daran denkt sie in ihrer Aufregung und in ihrem Schrecken nicht.

„Sessler!“ haucht der allmählich mit dem Tode Ringende, und aus seinen Augen strahlt ihr das lauterste Glück entgegen. „Ich da! . . . Ich dir nichts geschehen lassen . . . Ich dich . . . gern haben.“

Dann fällt sein Kopf wie ein abgesägter Baumknorren auf die Stubenbühne nieder, und der letzte Seufzer trägt den lauterer Glückswahn eines Halbnaaren mit sich fort und jenem zu, der einmal

gesagt hat: Selig sind die Armen im Geiste . . .



Der Spiegel des Scharfrichters.

Von Wilhelm Fladt.

„Ich deß em Scharfrichter Mengis si Hus?“ fragte zu Rheinfeldn vor der breiten

Staffel eines hohen Hauses der Sensenbauer von Rappersweier eine alte Frau.

„Frili, frili!“ gab die verwundert aufblickend zur Antwort und schaute mit ängstlicher Neugier dem Fremden nach, der mit fast aufdringlich kräftigem Schritt die zwei Stufen emporschritt und mit energischem Ruck den schmiedeisernen Türklopfer gebrauchte.

Kahrer Sinkender Bote für 1921.

„Quege nit so laibig! I ha niemes umbroocht!“ herrschte wartend sich umdrehend der Fremde barsch die Alte an, die immer noch neugierig ihm nachblickte, nun aber kopfschüttelnd ihres Weges weiterging.

„Mer kömmt' meine, sie wottet öbbis an eim rieche!“ brummte ärgerlich der Bauer zu sich selber, horchte aber nun auf einmal in das Haus hinein, aus dessen breitem Gang man nahende Schritte hörte.

Der Sensenbauer zuckte lauschend in sich zusammen und nahm langsam den Hut vom Kopfe. Beklommen, flackernden Augs wischte er sich über die Stirn — und horchte. Auf einmal schrat er heftig auf, denn im Rahmen des Guckschiebers an der schweren Eisentür erschien, scharf ihn musternd, das eckige Gesicht der Schaffnerin. „Wa isch 's Bigehr?“ fragte es mit scharfer Betonung heraus.

„I sch der Mengis diheim?“

„Jo!“ gab es kurz zurück. „Wa hön d'r uf em G'wisse?“

Ein feindseliger Blick fuhr in dem Bauer auf. „Herrgottsakrament no emol, — i han do nünt uf em G'wisse! Mit 'm Mengis will i redde!“

Erstrocken fuhr die Alte zurück — und man vernahm ihren schleifenden Tritt auf den Steinfliesen. — Die Finger krampfhaft zu Fäusten gepreßt, die Arme steif ab vom Körper, die Zähne zusammengebissen und kalt die Augen geküfften, stand horchend der Sensenbauer. In mühsam verhaltener Erregung ging laut sein Atem . . . Da ward oben im zweiten Stock ein Fenster aufgemacht und draus heraus schaute ein maffiger Grauschädel aufmerksam herunter auf den vor der Tür. Ein Paar graue durchdringende Augen unter dunkeln, buschigen Brauen, eigentümlich dunkeln Brauen, die sonderbar abstachen von dem mächtigen grauen Schnauzbart, der martialisch um das scharfgeschnittene Kinn hing.

Es ward dem Besucher aufgetan und der Scharfrichter empfing ihn in der großen Stube.

Der Sensenbauer erzählte. Mit kalter, eiserner Klarheit erzählte er, scharf und fest. Wie einer, der auf ein Ziel geht. Forschend aber zuckte er auf, wenn der Scharfrichter aus seinem kalten Zuhorchen heraus einmal eine seiner eifrig bohrenden Fragen tat, Fragen, die wie ein kaltes Messer in die Gurgel fuhren, daß es einen zu würgendem Schlucken zwang.

Sie waren nun fertig. Der Mengis strich sich mit den knochigen Fingern über den Schnauzbart, zog bedeutend die buschigen Brauen zusammen und wiederholte kurz abgerissen mit scharfer Betonung: „D'r Sensenbur sind Ihr — von Rapperswier? — 's Wib isch fern geschorbe. Die Wittfrau vun Adelhuse habt Ihr ghirodet. E Tochter hat sie mitbrocht. I sch 's e sufer Maidli gi?“



„Jo! Sell au!“

„Hat si en Schatz gha!“

„He! — Jo — i, i dent' woll!“

Der Scharfrichter ließ kalt forschend den Blick auf dem Antwortenden ruhen, der krampfhaft den Hut zwischen den zwei Fäusten zerrte.

„Frili! Frili! 's wird woll — en Schatz gha ha — 's Lenele!“ kam nach einem Weilschen die wiederholende Antwort.

„Und so die Zuschtänd bim Lenele?“ fragte der Scharfrichter weiter.

„Wie meinen Ihr dös?“ fragte förschelnd der Bauer zurück.

„He — wamer so — unter Zuschtänd verichtht!“ gab mit ärgerlichem Kopfschütteln der Scharfrichter zur Antwort und heftete kalt und beobachtend die grauen Augen auf den Sensenbauer.

Der schnaufte erst einmal hörbar auf. „Gohht mer nint a. Dös sind Wiberfache!“ herrschte er plötzlich auf und drehte sich etwas zur Seite.

Der Mengis hob mit einem Ruck den Kopf in die Höhe und schaute ein Weilschen von der Seite her den Bauer beobachtend an. Der blickte mit zusammengekniffenen Lippen auf den Dielenboden in der Stube. Es entstand eine kurze Pause.

„Un d' Muetter?“ nahm der Scharfrichter seine Fragen wieder auf. „Het sie au nint g'merket?“

„Ka si!“ gab der Sensenbauer kurze Antwort.

„Un — sit acht Woche ich 's Lenele furt?“

„Jo! So acht Woche sind es!“

„Und — 's weiß nieme wo ane? Ja, — wie komme au d' Lüt druf, daß es sotti ermordet si?“

„Ha jo! dös han i au g'sait. 's ka do au verlosse si!“ gab mit einem Aufblick der Sensenbauer dagegen. Aber der Scharfrichter schnitt ihm rasch eine weitere Bemerkung ab.

„D' Lüt sage, Ihr hette 's minander g'ha, — 's Lenele und Ihr?“

„Un nit wöhr isch es. Verlogen isch es!“ er-eiferte sich, gereizt aufspringend, der Sensenbauer.

Mit einer kurzen Handbewegung beschwichtigte der Scharfrichter den Erregten. Kalt prüfend ließ er ein Weilschen den Blick auf dem Besucher ruhen, als er wieder vor ihm saß. „Bim Mengis, hont Ihr denkt, möcht mer ebbis erfahre?“ ging es nach einem Weilschen des Schweigens weiter. „Whm! Jo, jo!“

Der Scharfrichter erhob sich und ging mit langen Schritten in der Stube auf und nieder. Nur so hie und da blickte er beobachtend auf den Sensenbauer hinüber, der, wie mit einem in sich hineingefressenen Aergers, dunkel sinnend auf dem Stuhl hockte.

„Die Lüt minkle ejo,“ hob, vor dem Sensenbauer stehenbleibend, der Scharfrichter nach einem Weilschen wieder an. „Und do hont Ihr g'sait, Ihr wotte zum Mengis go.“

Der Sensenbauer nickte kurz.

„Jo, jo!“ nahm, eigentümlich lächelnd, der Mengis seinen Gang durch die Stube wieder auf und brummelte dazu in sich hinein: „Mer goht zum Mengis, do kriege sie Mores! Denn einer, wo e schlecht's G'wisse hot, wurd do nit zum Scharfrichter go!“

„Welleweg it!“ beteuerte der Sensenbauer mit Nachdruck. Der Scharfrichter fuhr mit einem Ruck herum und beobachtete schweigend den Sensenbauer. Seine Beobachtung hatte etwas eigentümlich Scharfes, etwas Scharfrichtermäßiges, wie einem Angeeschuldigten gegenüber, dem man mit kühler Ruhe in die Seele gucken will.

Seit vielen hundert Jahren waren die Mengis Scharfrichter zu Rheinfeldern. Da hatte sich so etwas vererbt von Vater zu Sohn. So etwas Hohes, Kaltes, Rechnendes. Etwas, das in klarer Ruhe mit messendem Aug' den andern umkreist und betastet, bis ein rascher Griff den Nacken faßt. Etwas Bannhaftes lag in diesem Mengis-Blick.

Und dieser seltsame Blick muß es gewesen sein, der dem Mengis das Gerücht anheftete, er sähe mehr als andere Leute. Er könne hinter die Geheimnisse alles Geschehens blicken. Er selbst lächelte über diesen Schwarzkünstlerglauben seiner Landsleute, lehnte aber gleichwohl keinen ab, der irgendeinen geheimen Rat von ihm begehrte. Denn er war überzeugt, daß ein bißel nüchternes, klares Denken auch in dunkle Sachen Licht bringen könne. Und diese Ueberzeugung war ihm geworden in der Absonderung von seinen Mitbürgern, die sich als Erbstück mittelalterlicher Anschauung in die Neuzeit hinübergerettet hatte. Er beobachtete die Leute aus einer gewissen selbstgesetzten Entfernung. Vom Scharfrichterswinkel her, wie er zu sagen pflegte.

Es hing ein Bild in seiner Stube. Man sagte, es stelle seinen Urahn vor, wie er abseits am besondern Tisch im »Gülden Drachen« saß, den mit einer Kette an die Wand geschmiedeten Zinnkrug in der derben Rechten, und finstern auf das Getriebe der Herbergsgäste schauend. Vor dem Bild stand er manchmal in ernstem Brüten.

Auch jetzt tat der Mengis einen raschen Blick hinüber und strich sich dann, seltsam in die Ferne schauend, nachdenklich über den langen Schnauzbart. . . Da, mit einem, trat er raschen Schritts vor den Bauer. „Kumme!“ sprach er mit gebieterischer Handbewegung und öffnete mit raschem Ruck die Thür zu einem Nebengemach.

Es war ein hohes, gewölbtes Gemach, in das sie eintraten. Ein kleines Spießbogenfenster ließ durch gedämpfte Buzenscheiben spärliches Licht herein. Harnische und eigentümliche Stühle lehnten an der Wand. Sonderbare Werkzeuge

jah man hängen ringsum: Zangen, Hämmer, Schrauben, Stränge, Waffen und Beile. Auf majestätischem, dunklem Eichentisch, zwischen zwei schweren Leuchtern, stand ein uraltes Kreuzifix. Ein dickleibig Buch mit mächtigen Messingschlössern lag davor. Und lose darüber ein blankes langes Schwert. Ueber hochlehni gem Armstuhl aber hing ein rotes Gewand.

Ein Zittern überkam den Bauern. Der Scharfrichter deutete auf einen alten Spiegel, der an der Wand hing. „Quege emol do ni!“ gebot Mengis.

Zögernd folgte der Senzenbauer.

„Wa können Ihr sehe?“ fragte der Scharfrichter.

„Nix!“ war die etwas verwirrte Antwort.

„Gut!“ gab Mengis scharf zurück. „Gange jetzt heim.

Und,“ sprach er mit besonderer Betonung,

„wenn Ihr diheim an Eurem Hus d' Gartentür aufmache, ick d'r Mörder nit wit devu!“ —

Als der Senzenbauer das Dorf hinaufschritt, fragte ihn einer: „No, was het d'r Mengis gait!“

Der Frager erhielt keine Antwort. Der Senzenbauer schritt dumpf vor sich hin.

„No, Senzenbur?“ trat ihm der Bürgermeister entgegen. Der Bauer wehrte schweigend ab und trotete weiter. Kopfschüttelnd sah ihm der Bürgermeister nach. An seinem Hof erst stand der Bauer still. Ein Zittern und Zagen kam in den starken, kräftigen Mann. Er machte einen Schritt gegen die Gartentür. Mit einem harten Seufzer hielt er inne. Da gab er sich einen Ruck, und mit schwerer Hand faßte er die Klinke. Einen Augenblick fühlte er das kalte Eisen des Türgriffs — da sank er mit einem Aufschrei zusammen.

Ein Knecht hatte es gesehen und stürzte herbei, dem Daliegenden aufzuhelfen. Kaum aber faßte er ihn an, da sprang der Bauer auch schon wieder in die Höhe. Schwer keuchte sein Atem, alles an ihm bebte, die Augen, aus den Höhlen getreten, stierten glanzlos.

„Weg! Weg!“ schrie er mit aller Gewalt, und in atemlosem Lauf rannte er davon.

Kopfschüttelnd sah der Knecht, wie der Bauer

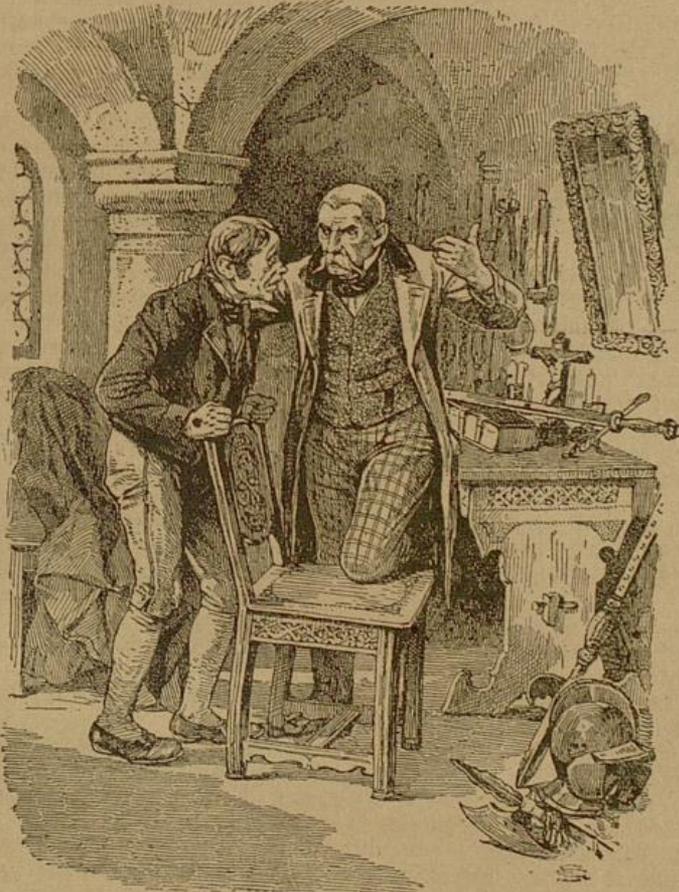
nach dem Wald hinübereilte. Er erzählte es im Hof, und sie gingen fort, ihn zu suchen. Aber des Jahnens brauchte es nicht lange. Man fand den Senzenbauer im Heidenbusch — wie er mit dem Hofengurt an einem Tannenast hing. Es war gerade noch Zeit, ihn lebend abzuschneiden.

Viele Wochen lag der Bauer in Fieberphantasien im Senzenhof. Und immer nur sprach er vom Lenele, vom Heidenbusch, vom Rheinfelder Scharfrichter und von einem Spiegel. So daß sie im Dorf die Köpfe zusammensteckten und mancherlei munkelten, Altes und Neues.

Der Gendarm kam. Der Bauer sieberte vom Heidenbusch. Das Gericht kam und ging hinaus in den Wald, und sie fanden einen silbernen Haarflecker, wie ihn das Lenele getragen. fanden ihn an der Stelle, wo sie den Senzenbauer abge schnitten hatten.

Der ganze Heidenbusch ward durchsucht — und just an der Stelle, wo sie damals den Senzenbauer zwischen Leben und Tod gefunden hatten, fanden sie eingescharrt, eine fast unkenntliche Leiche.

Der Scharfrichter Mengis von Rheinfelden hat den Senzenbauer durch das Schwert vom



Der Scharfrichter deutete auf einen alten Spiegel, der an der Wand hing.

Leben zum Tode gebracht. Vor dem Staatsanwalt hatte der Bauer ein umfassendes Geständnis abgelegt — des Mordes an der Stieftochter, die er verführt und zu beseitigen gehofft.

„Dr Mengis,“ hat er in seinen letzten Bekenntnissen angegeben, „hot en Spiegel. Wamer do niluegt, sieht mer, ob einer e sifers G'wiisse het.“



Dreikönigstag.

Von
Franz Woas,
Wiesbaden

Das für ein Wetter!
Gab's denn drohen am Himmel
so viel Schnee, als herunterkam schon seit vielen Stunden! Das waren auch

nicht mehr die gewohnten Flocken. Nein! Groß wie die Kohlweißlinge im Frühjahr — so kamen sie dahergeweht, und am Boden häuften sie sich im Umsehen zur dichten Decke. Schon lag der Schnee fußhoch auf dem Acker und den Wegen, auf den Zweigen von Tannen und Kiefern. Alles machte er zu einer einzigen weißen Masse, aus der sich nichts und nichts hervorhob.

Weh dem, der draußen in dem Wetter war! Der etwa seinen Weg zu nehmen hatte durch dieses Irzjal!

Noch am Morgen des Tages war das Schneewetter gar nicht zu erwarten gewesen. Ein bescheidener Strahl Winter Sonne war da sogar zu spüren, und so hatte der Bauer munter seinen Fuchs vor das Bernerwägelchen gespannt, um nach der Stadt hinein zur Kirche zu fahren. Am Dreikönigstag durfte doch er dort nicht fehlen; übel hätte man es ihm vermerkt. Die Bäuerin war mitgefahren, nur die Bäuerin; 's Genovevchen war daheimgeblieben, und mit gutem Grunde, stand es mit ihm doch schlimmer als je. Freilich, wer das Mädchen so betrachtete, der merkte ihr gewiß nichts an: ein nettes, hübsches Maidli mit vollem Haar, großen Augen und runden Wangen. Aber, aber — es hatte schon von klein auf so seine besonderen Gedanken gehabt und diese auch geäußert; Gedanken, von denen kein Mensch begriff, wie sie nur darauf kam.

Wo doch Vater und Mutter und alle andern Menschen um sie herum alle Dinge einfach so nahmen, wie sie einmal waren, fand sie immer etwas ganz Besonderes dahinter. Wenn man ihr glaubte, dann steckte in jedem Baum und Strauch, in den Bergen und Bächen etwas für sich; man solle nur gut hinhören, dann redeten

sie alle auch, nicht anders wie die Menschen selbst. Auch über alles, was so vorkam, auf dem Hofe, im Dorfe oder auch sonst in der Welt, hatte sie so ihre besondere Meinung, die allen anderen so gar nicht einging. Kein Wunder, daß es von Jugend auf von ihr hieß, „sie sei nicht ganz richtig im Oberstübchen“.

In der Schule war sie bei alledem ein braves Kind gewesen, hatte ihr Teil gelernt und dann daheim in Haus und Hof kräftig mit angefaßt. Die alten sonderbaren Gedanken waren ihr aber doch geblieben. Daß sie jemals außer Haus gehen, daß sie einmal heiraten könnte — daran war gar nicht zu denken.

Als dann der Krieg kam und sie so viel davon im Blättchen las, hatte sie auch über all das natürlich wieder ihre besonderen Meinungen. Immer sah sie in den erschütternden Ereignissen der Zeit Dinge, die kein anderer sah, und während sie bis dahin ihre Ansichten immer nur ruhig und bescheiden kundgetan hatte, kam es nun öfter vor, daß sie laut und entschieden damit herausbrach; und nicht nur daheim, bei Vater und Mutter, sondern auch wenn fremde Leute auf den Hof kamen oder sie selbst einmal draußen war. Ja letztlich, an Allerheiligen, war es vorgekommen, daß es in der Kirche ihretwegen beinahe zu einem recht ärgerlichen Austritt gekommen wäre. Während der Predigt war das gewesen; der Pfarrer hatte ein paar schöne Worte vom Krieg gesagt, und da war sie, die bis dahin, wie es sich gehört, still zuhörend dageessen, mit einem Male aufgestanden, hatte die Augen groß aufgetan und wollte offenbar etwas sagen — worauf sie aber von der Mutter schnell wieder niedergezogen worden war . . .

Gottlob, daß dies noch so glimpflich abgegangen war!

Der Bauer, der dabei gewesen, hatte kein Wort dazu gesagt; aber er wußte, was er zu tun hatte. Nein, das Revchen wurde niemals wieder mitgenommen, wenn sie zur Kirche fuhren; es konnte ja auch daheim Andacht halten. —

So war es auch diesmal geschehen; nur daß das Mädchen zur Andacht währenddem doch nicht gekommen war: sie hatte für das Mittagessen zu sorgen gehabt, und dies war, dem Feiertag entsprechend, recht reichlich ausgefallen; ließ doch der Bauer an solchen Tagen gern etwas draufgehen, zumal er es ja, gottlob, noch dazu hatte. Auch war ja ein Gast im Hause, dem zu Ehren ein Gericht mehr auf den Tisch kommen mußte.

Ein Better vom Vater war das; ein recht entfernter Better freilich, immerhin, es war einer aus der Verwandtschaft, desselben Namens sogar; jedenfalls aber ein Mann, der es verdiente, daß man ihn gut behandelte . . . Wer weiß, ob das nicht einer war, der sich fürs

Bevele noch eignete? — Er war ledig und noch gar nicht so hoch bei Jahren . . .

Bauer war er, wie sie alle. Das heißt, eigentlich war er kein Bauer mehr, denn er hatte seinen Hof verkauft, das schöne Geld dafür eingestrichen und zog nun, wo er rein nichts zu tun hatte, bei den Verwandten von Hof zu Hof, bis es diesen oder auch ihm selbst leidig wurde und er sich wieder weiter begab.

Gern hätte er, wenn man ihn so hörte, wieder einen Hof gekauft, und er horchte auch hierhin und dorthin; aber niemand wollte verkaufen, oder es wurde ein Preis genannt, . . . ein Preis, daß der Herr Better sich gleich beide Ohren zuhielt . . .

Dabei hatte er selbst ein unerhörtes Stück Geld für seinen Hof bekommen. Noch keine zwanzig Morgen waren es gewesen; stark halbig, die Acker vom besten Boden nicht, dazu noch auf der Winterseite gelegen, die Wiesen stark vermoost, die Nieselgräben seit Jahren im Hacken zurück, kaum zwei Morgen Wald dabei, das Wohnhaus uralt, geradezu baufällig, der Stall noch ganz in alter Art, nur einige wenige Häupter Vieh darin — was die beiden Kühe an Milch gaben, war nicht der Rede wert — kurz, das ganze Anwesen war von Natur aus minderwertig und obendrein vernachlässigt in der Wirtschaft, wie das so geht, wo Hand und Augen der Bäuerin fehlen.

Und trotz alledem der ungeheure Preis von sechzigtausend Mark! — Der Bauer hatte die Zahl nur so mehr zum Spaß dahingeworfen, als der Herr aus der Stadt gekommen war und bei ihm fragte. Ganz verduzt war er gewesen, als der andere gleich zugeschlagen: „Einverstanden; zahle das. Wollen Sie es bar?“

„Natürlich bar,“ hatte der Bauer erwidert, denn den Städtern traue einer! Bar Geld lacht.

Und richtig waren ihm beim Kaufakt die sechzigtausend Mark bar auf den Tisch hingezählt worden; das heißt eigentlich doch wieder nicht in bar, nicht in Gold oder Silber, sondern in Papier, in Scheinen, blauen und braunen; immerhin so gut wie bar. In Papierchen, wie man sie sonst hat, Aktien und so weiter, hätte er niemals das Geld genommen.

So ist's gegangen; so ist er seinen Hof losgeworden, auf dem er doch nur mit Ach und Krach gerade eben sein Leben gefristet hatte. Nun war er „Kapitalist“; er konnte das Geld anlegen, wie er wollte, und von den Zinsen leben. Vorderhand allerdings war er sich nicht recht klar darüber, wie er diese Anlage vornehmen sollte. Wo ihm hohe Zinsen winkten, war ihm die Sache nicht sicher genug; und wieder wo ihm alles sicher zu stehen schien, war ihm der Zins zu wenig . . .

Nun, er konnte sich alles ja noch weiter überlegen. Derweilen machte er seine Kunde bei

den lieben Verwandten. Das Geld trug er, in einer Brusttasche wohl verwahrt, der Sicherheit wegen immer bei sich. Auch Sparkassen haben schon falliert. Wer traut ihnen also? —

Freilich mußte er von den vielen großen Scheinen ab und zu doch einen kleinmachen; aber konnte es ihm so sehr darauf ankommen? — Er hatte ihrer doch so viele; so viele, wie er nie in seinem Leben beieinandergesehen! — —

Es war wirklich ein gutes und reichliches Mittagbrot gewesen, das sie miteinander eingenommen hatten. Auch die Vespermahlzeit um vier Uhr ließ nichts zu wünschen übrig.

Inzwischen war der Schneefall eingetreten, der unerhört große Schneefall! Sie saßen beieinander in der großen Wohnstube um den Tisch herum, der in der Ecke steht, und von den Fenstern aus schauten sie ab und zu einmal in die immer mehr zu bloßem Schnee werdende Landschaft hinaus. Keinem tat das etwas; sie wußten sich hier oben trotz alledem wohlgeborgen. Nur Jörg, der Sohn, sprach einmal: „Der viele Schnee! Nun wird mir der Racker von Fuchs doch nicht ins Eisen gehen.“

Das eine Auge, das er nur noch hatte, rollte er dabei unmutig dazu. Schade um das verstümmelte Gesicht! Die schönen Züge, die es zeigte! Dieser unselige Schuß aus Versehen, der ihn um das Auge brachte! Freilich, nun hatte derselbe Schuß es ihm auch erspart, Soldat zu werden. Alle seine Freunde waren geholt worden; er allein hatte daheim sitzen können. Wie viele von den andern lagen schon draußen — in Frankreich, Rußland oder wer weiß wo — in Ländern, von denen man gar nicht wußte, wo sie waren! —

Der grüne Kachelofen in der Ecke, von der Küche aus mit halben und ganzen Holzstücken wohl geheizt, strahlte seine Wärme in merkbarer Weise ins Zimmer aus. Den beiden Frauen in ihren ärmellosen Kleidern kam das nicht recht zum Bewußtsein. Dem Bauer aber und seinem Sohne war es schon lange zu heiß geworden; sie hatten beide die Röcke abgetan und saßen in ihren blendendweißen Hemdärmeln da. Auch dem lieben Better war es warm geworden; aber er scheute sich, den Rock anzutun, beileibe nicht deshalb, weil man das für unpassend hätte halten können, hier auf dem fremden Hofe — nein, er hatte andere Gründe: er konnte sich einmal von dem Rocke nicht trennen; stat in dessen Brusttasche doch seine ganze Barschaft . . .

Die drei Männer rauchten; rauchten aus kurzen Holzpfeifen einen recht minderwertigen Tabak, offenbar mit heimischem Gewächs oder gar Buchenblättern stark gemischten Tabak. Viel sprachen sie dabei gerade nicht miteinander; nur ab und zu einen kurzen Satz der eine, worauf von dem oder jenem der beiden andere ein „hm,

hm“ oder „so, so“ erfolgte. Ein Mehr wäre auch kaum angebracht gewesen, denn die Tochter war währenddem bei ihrer Andacht, zu der sie nun endlich doch gekommen war. Sie hatte ein Buch vor sich auf dem Tische liegen, ein Legendenbuch, und las daraus laut vor; und was sie las, war für den Tag berechnet: die Legende von den heiligen drei Königen, wie sie aus dem Morgenlande hergekommen waren, folgend einem Sterne, wie ihn keines Menschen Auge je erblickt, der am Himmelszelte in so gewaltigem Glanze stand, als Wahrzeichen einer neuen Zeit, der Zeit echter Gottes- und Menschenliebe . . .

Das Mädchen las laut und mit bewegter Stimme, offenbar ganz bei der Sache; aber die andern hörten kaum hin; auch die Mutter nicht, sie sorgte dafür, daß sie mit ihrer Arbeit fertig wurde, die sie vorgenommen hatte: dem Entkörnen eines ganzen Korbes voll Maiskolben. Hielt sie doch diese Arbeit für keine Entheiligung des Feiertags, zumal die Tochter derweilen für alle zusammen die heilige Legende las. Uebrigens war ja auch sonst niemand dabei . . .

Plötzlich hob der junge Bauer den Kopf, hielt im Rauchen inne und lauschte; die beiden andern Männer sahen ihn gespannt an.

„Ich meine gar . . .“ hub er an . . .

„Was meinst du?“

„. . . er ist doch ins Eisen gegangen . . .“

„Wer?“

„Der Fuchs,“ war die rasche Antwort.

Schon war der junge Mensch aufgestanden. Er trat an eines der Fenster, die nach dem Hofe hinausführen, öffnete hier einen der kleinen Guckflügel und schaute ins Freie hinaus.

„Nein,“ sagte er dann, sich wieder zurückwendend, „etwas anderes ist es.“

„Was denn?“ fragte die Mutter. Das Mädchen aber fuhr ungestört im lauten Lesen fort.

„Ich glaube gar, es kommt jemand.“

Jetzt traten auch die beiden anderen Männer an das Guckloch, um hinauszuschauen.

„Man kann nichts sehen,“ sagte der Vater.

„Aber hören tut man doch,“ erwiderte der Sohn.

„Ja, ja,“ meinte der Vetter, „langsam tappt einer daher. Man hört ja den Schnee knirschen. Dein Fuchs ist das nicht,“ setzte er lachend zu.

„Es ist ein Mann, der kommt,“ bestätigte jetzt auch der Vater. „Was will er denn?“ Er ging zur Thür, trat in den Flur und stieg bedachtam die schmale Holzstiege hinunter; die beiden anderen Männer waren ihm gefolgt.

Noch immer fiel draußen der Schnee in denselben übergroßen Flocken, wie schon den ganzen Nachmittag; jetzt lag die weiße Decke knietief auf dem Boden. Etwa zwanzig Schritte vom Hause ab kämpfte etwas mit dem erst noch fallenden wie mit dem bereits gefallenem Schnee: ein Mann, bis weit über den Kopf hinaus schwer bepackt und mit seinem Gepäck zusammen zu einer unförmlichen Masse geworden unter dem unausgesetzt niederrinnenden Schnee — ein lebendig gewordener Schneemann, wie die Jugend sich ihn immer so gerne hinsetzt.

Eine kurze Zeitlang stand der Mann still; wie erschöpft. Dann hob sich das eine Bein aus dem Schnee Grunde und tat einen unbeholfenen Schritt nach vorwärts, worauf die ganze übrige schwere Masse, die an dem einen Bein hing,



Plötzlich hob der junge Bauer den Kopf, hielt im Rauchen inne und lauschte.

c. Kießig.

mit einem hörbaren Auf schwerfällig folgte. Dabei klirrte etwas wie von Waffen und Kochgeschirren . . .

Die drei Männer an der Treppe standen still, sie ließen den Menschen da in seiner Arbeit langsam auf sich zukommen. Endlich, nach einem lauten Seufzer der Erleichterung, war der Mann bis an die Treppe gelangt. Hier hielt er sich mit der rechten Hand an dem Pfosten des Treppengeländers fest.

„Grüß Gott!“ sprach er mit schöner, männlicher Stimme in die Stille hinein, die ringsum lag, kaum gestört von jener anderen Stimme, die im Hause drin weiterging im Hersagen einer frommen Sage.

Die Männer waren von der seltsamen Erscheinung so überrascht, daß sie zunächst kaum den Gruß erwiderten. Als dann aber der lebende Schneemann seine Last schüttelte, mit den Füßen stampfte und dazu herzlich auflachte, als ob er froh sei, unter Menschen zu kommen, ging den anderen doch auf, daß es ein lebendes menschliches Wesen war, das sie vor sich hatten.

„Wo kommen Sie her?“ fragte der Bauer barsch. „Wer sind Sie?“

„Ha, wo werd' ich herkommen?“ klang es von der gleichen männlich schönen, vollen Stimme; und Unmut über den wenig freundlichen Empfang war daran nicht zu merken. „Weit komme ich her. Sehr weit.“

Die andern sagten nichts. Der fremde Mensch aber fuhr fröhlich fort: „Was ich bin, das seht Ihr wohl nur vor dem vielen Schnee nicht.“

Dabei schüttelte er sich wieder; der Schnee stiebte ringsum von ihm ab, und nun klang es noch deutlicher als vorher nach Waffen und Kochgeschirr . . .

Inzwischen war es auch oben am Treppenabfahse hell geworden; die Bäuerin war mit der Lampe in der Hand dort erschienen, und deren Strahlen fielen breit auf den Mann, der unten vor dem Fuße der Treppe stand und sich noch

immer am Treppenspfosten festhielt, als sei er froh, hier einen festen Halt gefunden zu haben. Hinter der Bäuerin stand die Tochter, noch immer das Legendenbuch in der Hand haltend.

„Aus dem Morgenlande komme ich her,“ fuhr der Fremde fort.

„Ein Feldgrauer!“ machte jetzt der einäugige Bauernsohn und trat etwas näher an den Mann heran, während die beiden andern sich scheu zurückhielten. Vom Treppenabfahse oben aber klang es gedämpft, doch allen deutlich vernehmbar: „König Balthasar!“ —

Der Fremde erhob darauf seinen Kopf, schaute

flugs dahin, wo die beiden seltsamen Worte hergekommen, und gab mit der Hand so ein Zeichen hinauf, als sei er wirklich und wahrhaftig einer der heiligen drei Könige . . . oder doch so gut wie einer von denen . . .

„Unfinn!“ fuhr jetzt der alte Bauer hart dazwischen und warf dabei einen arg unwirschigen Blick der Tochter nach oben hin zu. „Wer sind Sie? frage ich. Was wollen Sie so spät in der Nacht bei uns hier oben?“

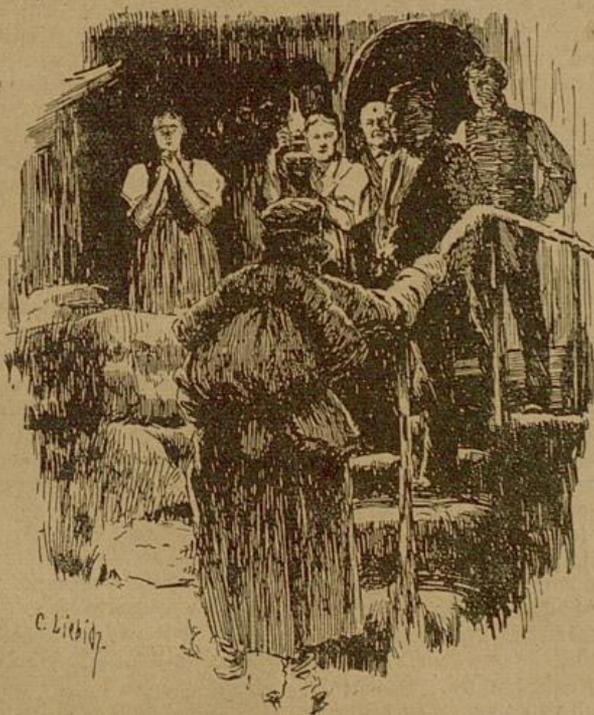
Darauf wandte sich der Fremde wieder dem Bauern zu. „Es ist schon so,“ sagte er, „aus Mazedonien komme ich und will heim.“

„Wohnen Sie denn hier in der Gegend?“

fragte der Alte weiter; und es klang nicht viel anders, als sei er der Gemeindevorsteher und verhöre einen aufgegriffenen Strolch.

Der Fremde versuchte diesen Ton wohl ein wenig abzuwehren, indem er leicht die Hand nach dem Bauern hin erhob, blieb aber bei froher Laune und fuhr munter fort: „Nein, in der Gegend hier wohne ich eigentlich nicht; ich bin hier ganz unbekannt; aber die Meinen wohnen jetzt hier herum. Während ich draußen war — so weit da draußen — sind sie hergezogen. Endlich haben die da draußen mich einmal losgelassen. Ha, Weihnachtsurlaub!“ Fröhlich lachte er dabei auf.

„Weihnachten ist doch längst vorbei,“ warf der Bauer mürrisch hin.



Die Bäuerin war mit der Lampe in der Hand am Treppenabfah erschienen.

„Freilich,“ bestätigte der Fremde. „Es fahr' einer aber von Mazedonien bis hierher; da wird aus Weihnachten und Neujahr nur ein Tag. Endlich heute mittag komme ich da unten mit der Bahn an. Was ist? Der nächste Zug geht erst abends spät! — Ha, sage ich mir, da machst du dich lieber gleich auf und gehst zu Fuß über die Berge weg. Da bin ich gerade bei ihnen, wenn sie sich daheim um den Tisch herumsetzen — Weib und Kinder. Was wird das für eine Freude geben!“ Seine Augen leuchteten.

„Der Weg hier über die Berge,“ warf der Bauer ein, „hm, der ist so einfach nicht.“

„Stimmt,“ erwiderte der Fremde, „das hab' ich wohl gemerkt; zumal bei dem schrecklichen Schneewetter. Ich hab' mich vorher gut befragt, hab' auch guten Bescheid bekommen; aber mit einem war sie weg, die schöne breite Straße, die ich heraufkam; im Schnee verschwunden — wie begraben. Bis ich zum Glück, mir zur Linken, ein Licht sehe, Euer Licht, Bauer! Da bin ich dann darauf zugetappt, ohne Weg und Steg, immer mitten durch den tiefsten Schnee. Ha, warum nicht! Vehnlich hatten wir es auch schon — in den Karpathen erst und gar in den Beskiden . . .“

„Und jetzt? Was soll nun?“ fragte der Alte weiter. „Bleiben bei uns können Sie nicht zur Nacht. Wir beherbergen ohnedies schon einen anderen . . .“

Damit wandte sich der Bauer zu dem Better um, als solle er ihm dies nur ja auch bestätigen.

Der Feldgrau erwiderte darauf nicht sogleich; er schaute den Bauer an; dessen ganze Art begann anscheinend erst jetzt ihm aufzufallen und ihn zu befremden; er schüttelte etwas unwirksam den Kopf, rückte und schob an der schweren Last, die ihm auf dem Buckel hing, als begünne sie erst jetzt ihn zu bedrücken, und sagte dann ernststen Tones: „Ich will ja gar kein Quartier bei Euch. Nein, wahrhaftig nicht. Ich denk' noch heute ganz wo anders Quartier zu nehmen . . . aber um eines muß ich Euch angehen: Weiset mir den richtigen Weg, damit ich mich hier aus dem schrecklichen Schnee heraus und über die Berge wegfinde. Tut einem den Gefallen . . .“

„Das hat seinen Haken,“ erwiderte der Bauer.

„Das glaub' ich wohl. Aber für Euch muß das doch wieder eine Kleinigkeit sein; Ihr kennt hier doch Weg und Steg von klein auf.“

„Ha, jeden Baum und Strauch . . .“

„Nun also!“

„Aber bei dem Wetter!“ machte der Bauer verdrießlich. „Da soll unsreiner gehen — Wege weisen!“

„Tut's nur,“ bat der Fremde. „Tut's, in den Karpathen draußen haben wir manch solchen Gang getan — für Euch mit . . . Ihr wißt!“

Der Bauer schwieg darauf ein Weilchen; dann

kam es hart bei ihm heraus — so hart, als ob einer die Worte mit dem Beil in Hirnholz haut: „Was geben Sie dafür?“

Der fremde Mann erwiderte darauf nichts; aber noch einmal schüttelte er sich, so derb zwar, daß der Schnee von ihm nur so wegsprühte und daß Wehr und Waffen und Geschirr gleich einem Trommelwirbel erlangen. Dann reckte er sich zu voller Länge, hob den schönen härtigen Kopf und schaute den Bauer mit mächtig großen Augen an — so durchdringend, so ganz königlich an, als sei er wirklich und wahrhaftig der König Balthasar aus dem Morgenlande . . .

Hierauf wandte er sich um und nahm seinen Weg wieder in den Schnee und in die Nacht hinaus.

Verdutzt standen die Bauersleute. Nicht einer fand ein Wort dazu. Nur oben von dem Treppenabfate her, wo 's Bevele noch immer stand, erklang es wie ein Stöhnen und Aufseufzen, ein leises Klagen und Jammern . . .

Sonderbar — so rasch, wie der Schnee gekommen, war er auch wieder weg; tags darauf stand strahlend wieder die Sonne am Himmel.

Im schmelzenden Schnee, keine hundert Schritte ab von der breiten Straße, die über die Höhe weg von dem einen Nebentale der Kinzig ins andere führt, fand man einen Feldgrauen . . .

Am „Dreikönigstag“ hatte er sich in dem Schneewetter verirrt, war im Schnee versunken, erfroren — keinen Büchschuß ab von denen, die ihn am selben Tage in voller Sehnsucht erwartet hatten. —

In der Falle.



„Männle,“ sagte Frau Rosa Müller zu ihrem Gemahl, als er mittags nach Hause kam, „Männle, ich will ja gern alles entbehren fürs Vaterland. Aber wenn ich morgens um zehn Uhr nicht mein Brot mit Schinken oder Speck genießen kann, so wirst du sehen, daß ich eines Tages umfalle und tot bin.“

Welcher rechte Ehemann will es auf sein Gewissen laden, daß das geliebte Weib, die Mutter seiner Kinder, eines Morgens um zehn Uhr umfällt und tot ist? Und zwar nur deswegen, weil sie weder Schinken noch Speck hat. Das heißt, Speck hatte Frau Rosa sehr viel, aber den konnte sie nicht essen, wenn sie nicht Autokannibalin werden wollte;

denn dieser Speck saß an ihren eigenen werten Rippen.

Nachmittags in seinem Amtszimmer überlegte sich Herr Müller, wie es wäre mit dem Speckhamstern im Schwarzwald. Und zwar gleich morgen. Ein Dienstgeschäftchen ließ sich leicht finden, auch eine riesige Aktentasche, so groß fast wie ein Vacktrug.

Anderntags dampfte er, noch bei halber Dunkelheit, mit dem gährend leeren Ungetüm ab, dem Schwarzwald zu, begleitet von den Ermahnungen und Segenswünschen der geliebten Gattin, er selbst in bester Laune. Herr Müller kam sich vor wie ein alter Raubritter, der Kühn auf Abenteuer und auf Beute auszieht.

Fröhlich wanderte er von einem gewissen Bahnorte seitwärts ein Schwarzwaldtal hinauf. Es war schön, fast schneelose milde Winterszeit; die Luft frisch, anregend, wunderbar appetitreichend. Ja, wenn nur die schwere Zeit nicht wäre! Und die Nahrungsnot! Für seine eigenen persönlichen Bedürfnisse hatte der anspruchslose Mann auf den ganzen Tag nur ein derbes Stück Schwarzbrot und zwei Äpfel mitgenommen. Doch brauchte sein magerer Leib zur Erhaltung nicht viel Nahrung, besonders wenn er keine bekam.

Stattliche Bauernhöfe waren übers Tal verstreut, die lustig ihre Fenster in der Sonne spiegeln ließen, als wollten sie den hungrigen Wanderer und seinen eisernen Bestand verhöhnern. Mehrmals vernahm Herr Müller auch das Geschrei ermordeter werdender Borstentiere, die ob dieser Vergewaltigung einen verzweifeltsten Protest in die Welt hinaus schrien, zumal da sie gegenüber der Menschheit völlige Neutralität hielten.

„Ihr habt's gut,“ murmelte Herr Müller. Womit er aber nicht die Schweine meinte, sondern die Bauern. „Ihr sitzt in Speck und Fett bis über die Ohren. Na, wartet nur, es kommt auch 'mal wieder anders.“

Heute schien dieser Umschwung allerdings noch nicht einzusetzen, denn Herr Müller wurde immer hungriger, und wenn er wieder das bekannte Geschrei hinter den Hofzäunen hörte und an Resselfleisch, Wurst und Sauerkraut dachte, so ließen ihn ganze Bäche im Mund zusammen. Aber solches Wasser macht nicht satt.

Sollte er in einem dieser Höfe ankehren? den Mann oder die Frau herausrufen lassen? um Speck fragen? Lieber nicht. Diese Bauern waren zu reich und zu prozig. Sie hätten ihn ausgelacht oder fortgejagt wie einen bettelnden Zigeuner. Also noch höher hinauf ins Gebirg! Dorthin kamen auch die Gendarmen nicht so häufig. Endlich fand Herr Müller oben ein Hüslein, strohgedeckt, mürrisch, nicht gerade arm, aber auch nicht reich aussehend. Ein Knabe kam mit dem Schulranzen auf dem Rücken herab. Er kaute ein Stück Schwarzbrot und eine Lage

Speck, die daheim der Familie Müller gut für ein Mittagmahl gereicht hätte.

„Ist der Bauer daheim?“

„Ja.“

„Was schafft er?“

„I' morgen esse.“

„Was ist er denn?“

„He, Speck.“

„Hast du noch mehr Geschwister?“

„Noch neune.“

„Sind die größer wie du?“

„Noi, alle kloiner.“

Der Bub tappte davon; Herr Müller blieb stehen, von Gedanken bestürmt. Zehn kleine Kinder! Dazu noch Vater und Mutter, vielleicht einige alte Tanten oder eine Großmutter! Der Bauer hat das Recht, mindestens drei schwere Schweine zu schlachten. Folglich schlachtet er vier. Aber die kleinen Kinder brauchen noch keinen Speck; die alten Tanten und Großmütter brauchen ihn nicht mehr, denn es fehlen ihnen die Zähne dafür. Also muß von der Schlachtereier zum Verkauf etwas übrig sein. Bei den hohen Preisen wird — tausend gegen eins gewettet — etwas zu bekommen sein.

Eine feste Entschlossenheit durchglühte Herrn Müller, wie sie nur der Hunger und die Liebe zu einer stattlichen Frau eingibt, welche daheim die Herrschaft führt, deren Wunsch Befehl und deren Ungnade Verderben ist.

Sollte Herr Müller, der sonst ein schüchtern Mann war, wie ein Lebensversicherungsagent den ahnungslosen Bauer überfallen?

Aber schon die stramme Ausforschung des Buben hat dem Leser gezeigt, daß Herr Müller auch einen entschiedenen Willen betätigen konnte. Und wer ihn etwa gar den ausgetretenen Weg zum Hof hinaufsteigen gesehen hätte, wäre in dieser Meinung noch weiter bestärkt worden. Ja, Hunger und Liebe sind mächtige Triebkräfte. Das geben alle Philosophen zu.

Herr Müller klopfte an die Stubentür.

„Ja! Wer draußen?“

Herr Müller nahm die Frage als Ermunterung. Der Bauer saß am großen eichenen Tisch in der schwarzgeräucherten Stube und sperrte das Maul weit auf, als er den Fremdling eintreten sah. Herr Müller aber bemerkte nicht ohne Reiz, daß in der geräumigen dunklen Höhle, welche man Mund nennt, gewaltige Stücke schneeweißen Specks sich mit dunklem Schwarzbrot lieblich zu vermählen begannen.

„Entschuldigen Sie, mein lieber Herr Dekonom . . .“

Wie man doch in der Not höflich werden kann!

„So heiß' ich nicht, Dekonom. Ich heiß' Schwenzle und bin der Schmälzlebauer. Was wollen Sie?“

„Ich habe mich da etwas verirrt und möchte nach dem Weg fragen.“

„Ach so!“

Herr Müller, der die Wege in der Gegend von vielen Wanderungen her leidlich kannte, brachte in aller Geschwindigkeit etliche billige Notlügen zusammen, woher er komme, wohin er wolle, und so weiter. Bäuerliche Wegzurechtweisungen pflegen auch nicht an übermäßiger Klarheit zu leiden. So blieb also Herrn Müller Zeit, sich auf die Ofenbank zu setzen. Der Bauer aber, dem die Sache zu lang währte, kehrte sich während des Gesprächs wieder der unterbrochenen Tätigkeit zu, nämlich dem Morgenessen. Mit unbeschreiblicher Anmut und Würde legte er jeweils erst ein Stück Schwarzbrot auf den Tisch, dann auf dieses ein passendes Stück herrlich durchwachsenen Speckes und schob dann beides in die große Schublade unter der Nase. Ab und zu schwenkte er mit einem Schluck Kirschwasser nach.

„Die verdammten Bauern,“ dachte Herr Müller. „Könnte mich der Schuft nicht auch einladen?“

Ne, der Schuft kam nicht auf diesen Gedanken. Schließlich lenkte Herr Müller das Gespräch natürlich auf den Speck und die Not der Städter. Letzteres ließ den Bauern kühl: „Die schaffen nünt, die brauchen an kein Speck zu freße.“

Dies war zwar nicht ganz richtig, aber Herr Müller widersprach nur schwächlich. Dafür sang er aber das Lob des Specks, der auf dem Tische lag, in allen Tonarten. Es war aber auch ein Speck der Specke: schneeweiß, durchwachsen, ein Zusammenklang von Zartem und Kräftigem. Herr Müller dachte an das Abschiedswort seiner Rosa: „Schön durchwachsen muß er sein. Zu mager vertragen's meine Zähne nicht; zu fett macht's mir Kolik.“ Dieser Speck hier war der einzig richtige: durchwachsen wie Frau Rosa selbst.

„Ob nicht für Geld und gute Worte von diesem Speck zu haben wäre?“

Dem Bauer ging ein Licht auf. Aha, ein heimlicher Stadthamster! Der Landmann betrachtete den Fremden von der Seite. Er konnte ja auch einen Geheimpolizisten vor sich haben, der gekommen war, ihn erst zum Verkauf zu verführen und hernach anzuzeigen. Alles schon dargewesen! Aber ein Bauer ist nicht leicht zu

fangen. Der Mann lehnte rundweg ab, ja er zeigte etliche Entrüstung über solch gefeswidriges Hamstern der Stadtleute. Allein Herrn Müller schien diese Entrüstung nicht ganz echt zu sein. Und darin behielt er wirklich recht. Freilich, der Bauer mußte zu allererst auch die Echtheit des Fremdlings prüfen. Als daher Herr Müller wieder und wieder die Schönheit des Speckes besang, stellte der Bauer dessen Ehrlichkeit auf die Probe. Die Durchwachsenheit des Speckes, sagte er, käme nur von der richtigen Art der Mästung des Schweins. Man müsse abwechselnd je acht oder vierzehn Tage mager und dann wieder ebensolang reichlich füttern. So setze sich Fett und Mageres richtig an- und übereinander. Das sei aber sehr schwierig und erfordere viel Erfahrung und Mühe.

Dem wem man sich versehe und zu lange fett oder zu lange mager füttere, so trepiere das Schwein. Aus diesem Grunde, und weil die wenigsten Leute das Mästen richtig verstünden, gingen so viel Schweine kaput.

Kein Wunder also, daß der Schweinespeck so teuer sei.

Herr Müller horchte mit offenem Munde und mit ungeheucheltem Staunen diesem Unterricht zu. Das hätte er nicht gedacht, versicherte er aufrichtig, daß die Bauern bei



Der Bauer schob Schwarzbrot und Speck in die große Schublade unter der Nase.

ihrem Betrieb so viel verstehen müßten.

Diese Gläubigkeit beruhigte den Bauern: der ist keiner von den Schlaunen oder Anzeigern. Mit dem läßt sich ein Geschäft schon wagen.

Herr Müller warb immer dringlicher. Vom Bitten ging er über zum Vieten: Sechzehn Mark für das Pfund. Das dünkte ihm schon sehr viel. Doch hatte Frau Rosa ihm diese Preishöhe ja erlaubt. Der Bauer aber tat, als wollte er in die Hände spucken und den Bettelbub hinauswerfen.

Es sei für ein Krankes, das umfallen und tot sein könnte, wenn es keinen Speck bekäme.

„Hätten die in Friedenszeiten weniger gefressen und mehr geschafft, so wären sie gesünder.“

Herr Müller schämte sich in seine leere Aktentasche hinein. „Wartet nur, es kommt auch wieder anders.“

Es kam auch anders, nämlich auf achtzehn Mark, auf zwanzig, auf fünfundzwanzig . . .

Der Bauer sagte nichts mehr, sondern putzte mit der Spitze des Taschenmessers das Zahnwerk aus. Schließlich schrie er: „Apollonia!“

„Was ist?“

„Lang mir emol e Speckstück abe!“

Die Frau kam bald mit einem gewaltigen schwarzen Stück der Götterspeise und machte verwunderte Augen über den fremden Gast.

„Wieg's!“ befahl der Bauer kurz und barsch.

„Du wirst doch nicht . . .“

„Wieg's, jag' ich!“

Hier also ging's umgekehrt wie im Hause Müller. Hier war der Mann der Mann.

Es wog viel, das Speckstück, sehr viel, mehr als Herr Müller zu kaufen beabsichtigt hatte. Und fünfundzwanzig Mark das Pfund! Ein kleines Dhmächtlein wandelte Herrn Müller an. Aber man soll nehmen, was man kriegen kann, es mag kosten, was es will. Wer weiß, wie's später noch kommen mag!

Es mußten eben nicht nur die heutigen Dienstgeschäfte, sondern noch eine ganze Reihe weiterer Umstände preis mildern eintreten. Doch das ließ sich ja bewerkstelligen. Die andern machten's ebenjo.

Man war handelsseinig. Der gehamsterte Speck wurde in ein sehr frommes Blättlein mit vielen Heiligenbildern eingewickelt und dann in den gierigen Abgrund des gähnenden Aktenschlundes versenkt. Dort mochten die Heiligen sehen, wie sie mit ihrem Gewissen in der gottlosen Umgebung zurechtkamen.

Die Beute unter dem weiten Umhang bergend, strebte Herr Müller sofort wieder talabwärts. Der Bauer schaute ihm durch das geöffnete Schiebefenster eine Weile nach; dabei jagte er ab und zu kräftige und zornige Worte hinterher, welche aber nicht Herrn Müller zu gelten schienen, sondern der Inhaberin einer grellen Stimme, die hinter seinem breiten Rücken in der Stube ertönte. Wie Kartenspieler nach geendigtem Spiel, so stritten sich die Eheleute über den abgeschlossenen Handel.

Herrn Müller war das Herz auf der rechten Seite, wo die Liebe wohnte, leicht. Auf der linken, wo die Gehaltsverhältnisse geordnet wurden, lag's um so schwerer. Eine große Summe! Und keinen Heller hatte ihm der Bauer geschenkt! Ob er richtig gewogen hatte, mußte erst noch entschieden werden. Na, die Ware war glücklich verstaubt. Jetzt galt es noch, das Schiff etwa aufklauernden Freibeutern an der Nase vorbeizuführen.

Und diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Aus einem Bauernhof heraus, verfolgt von einem kläffenden Spitzer, schoß eine derbe Gestalt im grünen Rock; der Mann trug übrigens ein Paket in der Hand. Heute morgen, als Herr Müller ihm begegnet war, hatte er das noch nicht gehabt. Aus dem Hof roch es

nach Mezelsuppe. Der Mann im grünen Rock rannte an Herrn Müller vorbei und würdigte ihn keines Blicks. Der also war nicht zu fürchten. . . . Dann tauchte um eine Wegbiegung herum ein Gendarm auf. Dessen langer, finsterner Schnurrbart zeigte ernstere Absichten. Auch trug der Helmgezierte und Gewehrbewaffnete kein Päckchen.

Da klopfte Herrn Müller denn doch das Herz, und zwar — selbstverständlich — auf beiden Seiten, als er sich dem Gefürchteten näherte. Dieser musterte den Wandersmann mit geübtem prüfenden Aug'. Die Aufbauchung unter dem Umhang schien ihm nicht ganz zu gefallen. Herr Müller schnitt in der Angst ein recht zuversichtliches Antlitz, hustete auch weit hörbar und spie mit halblautem Fluch in den Straßengraben aus, als sei er froh, nun endlich erleichtert zu sein. Auch jagte er zwischenhinein mit der Stimme eines guten Gewissens: „Morgen!“

Der Gendarm antwortete nur zögernd auf den Gruß. Auch ging er verdächtig langiamer. Herrn Müller lief das Wasser jetzt nicht mehr im Mund, sondern im Rücken zusammen. O Röschen, Röschen, — was tu ich heute für dich!



Herr Müller drehte den Kopf verstoßen herum.

Doch das Geschick meinte es gut. Der Gendarm schlich vorüber! Herr Müller räusperte sich abermals, denn die Gefahr hörte keineswegs mit Sicherheit schon auf. Er drehte den Kopf verstoßen herum. Alle Götter! Der Gendarm hatte das gleiche getan. Jetzt blieb der Gefürchtete sogar stehen. Es schien, als erhebe er schon die Hand und als wolle er noch nachträglich „Halt!“ rufen.

Herr Müller räusperte sich zum drittenmal, daß es die Steine erbarmen mußte, die auf dem Wege lagen. Und die Steine erbarmten sich. Denn ein ganz gerissenes, aber wohlmeinendes

Stück Schotterstein war dem Gendarm unter den einen Stiefelabsatz gerollt und machte, daß der lange Mann ausglitt und beinahe hinschlug. Als er sich aber von diesem kleinen Unfall erholt hatte, ließ er brummend von seinem Opfer ab. Er ging des Wegs weiter talaufwärts. Herr Müller besflügelte seine Schritte, soweit dies irgend möglich war, ohne das Aussehen eines flüchtenden Diebes anzunehmen. Aber sein Atem flog und seine ganze Seele bebte. Selbst der Hunger, der ihn schon längst wütend zernagte, schien den Schrecken miterlebt zu haben. Denn



Drüben, am andern Tisch, tagte eine zweite gemischte Kommission.

er brauchte längere Zeit, bis er sich erholt und sein quälendes Werk von neuem begann.

Das kalte trockene Brot und die zwei Nessel wollten heute gar nicht schmecken. Selbst die zwei warmen Würste, eine Leberwurst und eine Griebenwurst, mit welchen Herr Müller bereits stundenlang seine Einbildungskraft kostenlos gesättigt hatte, entschwaben wehmütig und sanft in die weißen Wolken des winterlichen Himmels, von wo sie gekommen waren. Man begehrte ihrer nicht mehr. Nur heim, nur heim! In den sichern Hafen!

Mit todmüden Beinen, völlig erschöpft, kam Herr Müller endlich an dem Bahnorte an. Hier, wo er die größten Gefahren und Schrecknisse wohl hinter sich hatte, gedachte er, seinem angestrengten Innenmenschen endlich etwas Gutes zu erweisen; wie denn auch ein kundiger Fuhrmann seine Rößlein füttert, wenn sie einen bösen Berg siegreich überwunden haben.

Allein als Herr Müller in das Nebenzimmer der Bahnhofswirtschaft hineingeschaut hatte, zog er vor, den Raum zu meiden. Denn da drin saß eine ihm wohlbekannte „gemischte Kommissi-

sion“. Deren Aufgabe war, neue Mittel und Wege zu finden, um die dem Vaterlande so gefährliche heimliche Hamsterei von Lebensmitteln wirksam zu bekämpfen. Vor allem hielten sie in den Dörfern herum Vorträge gegen die Hamsterei. Die Herren mußten heute mit ungeheurem Erfolg gearbeitet und ihre Taggelder sehr wohl verdient haben, denn sie waren äußerst guter Dinge und tranken neuen Wein, daß ihnen die Köpfe bereits rauchten. Auch sonst mußte den tapfern Männern das Glück zur Seite gestanden haben; denn jeder der gemischten Redner und Volkspropheten hatte neben sich einen gefüllten Rucksack liegen, der so gut nach Butter, Speck, Käse und anderen lieblichen Landerzeugnissen roch, daß die Besitzer kaum die Hunde abwehren konnten, die aus dem Schenkraum herbeigeekelt waren und den Rucksäcken Liebeserklärungen machten. Selbstverständlich! Wenn man tagelang in dem Winterdreck der Dörfer herumtrampelt, muß man doch auch von der erfreulichen Seite des Landlebens etwas nach Hause bringen. Was würde sonst die Gattin sagen?

Drüben, am andern Tisch, tagte eine zweite gemischte Kommission sehr geräuschvoll und arbeitsfroh. Dieser hohen Kommission lag die gleichfalls recht schwierige Aufgabe am Herzen, neue Mittel und Wege zu finden, um die Einführung weiterer fleischloser Tage für die Bevölkerung in die Wege zu leiten. Natürlicherweise aber nur für die Bevölkerung, nicht für die Kommission. Denn diese schwelgte eben gerade in einer Riesenschüssel mit Kalbshaxen, obwohl es ein fleischloser Tag war. Allein die Herren hatten auf den Dörfern und in den Städtchen der Gegend sehr anstrengende Vorträge gehalten, worin sie klar und deutlich bewiesen, daß Fleischnahrung fast überflüssig, ja der Gesundheit höchst nachteilig sei. Wie sagt aber schon der weise Salomo: Viel Predigen machet den Leib müde. Da ist denn ein größeres Gericht Kalbshaxen wohl angebracht.

Herr Müller hatte zwar heute nicht viel gepredigt, aber sein Leib war doch müde. Kalbshaxen? Ach! Aber in diese Gesellschaft konnte er sich mit der gefährlichen Aktenmappe doch nicht wagen. Denn es waren größere Herren als er. Wegen seiner Hamsterei fühlte er sich zwar auch so ein wenig als Sünder, aber doch nur als ein kleiner. Und die haben bekanntlich das Pech, ertappt und gehängt zu werden, und zwar manchmal durch die großen selbst.

Draußen in der eigentlichen Wirtsstube aber war kein Tisch mehr frei, an dem er seine Mappe ungeschoren unterbringen konnte. Was also anfangen? Wie die Zeit umbringen?

Da, bei dieser Frage fiel Herrn Müller das vor lauter Schrecken, Freude, Enttäuschung beinahe vergessene Dienstgeschäft wieder ein. Pflicht geht immer vor, selbst wenn sie erst hintenmach

kommt. Also, was gibst, was hast, galoppierte der hungrige Herr Müller auf das Rathaus des Bahnortes. Es war bereits dunkel geworden, so daß Herr Müller seine schwere Mappe schon etwas bequemer tragen konnte, auch wenn sie dabei sichtbar wurde. Sie zog ihm übrigens bald die Arme aus dem Leib heraus.

Auf dem Rathaus fand Herr Müller bloß den alten Polizeidiener vor. Der Alte schlief am Ofen im Ratszimmer. Der Mann war nicht gefährlich; denn obwohl er stets zwei Brillen übereinander trug, sah er bei Nacht noch schlechter als am Tag. Der Polizeidiener mußte also Herr Müller mit der Laterne das Innere der Ratskammer, die Be-

schaffenheit der Aborte, insbesondere aber den Schüttstein in der dienstlichen Wohnung des Ratschreibers zeigen.

Dieser Schüttstein schien überhaupt von äußerster Wichtigkeit fürs Vaterland zu sein, denn alle paar Wochen hatte er die Ehre irgendeines hohen Besuches. Auch jetzt, wie immer, war das Dienstgeschäft beendet und Herr Müller strebte eilig wieder dem Bahnhof zu.

Ueber dem allem hatte sich freilich die Nacht eingestellt. Der Bahnzug war bald zu erwarten, aber fast noch bald schien eine Ohnmacht

über Herrn Müller kommen zu wollen. Nein, in diesem erschöpften Zustand konnte er nicht reisen. Etwas mußte getan werden. Aber Zeit zum Bestellen, Einnehmen und Bezahlen einer wenn auch noch so kleinen Mahlzeit schien nicht mehr vorhanden zu sein. Also blieb Herrn Müller nichts anderes übrig, als am Schenktisch der Wirtschaft stehenden Fußes ein Stück Brot hinunterzuschlingen und zwei Schnäpse nachzusenden. Leider aber, — als schon zum Zug ausgerufen wurde, jagte er in hastiger Eile nach rascher, gewaltjamer Stärkung sogar einen dritten in den leeren, ausgemüdeten Magen.

Und das war Herrn Müllers Unglück. Das konnte er nicht vertragen. Denn kaum war der sonst nüchterne Mann in die Eisenbahn gestiegen und todmüde hingefunken, so begannen ihm die Augen zu glänzen und der Mund lieblich zu

lächeln. Er brachte die Zähne nicht mehr recht zusammen. Herr Müller, dieser Mustermann von einem ordentlichen und gehorsamen Ehemann, hatte wahrhaftig ein kleines Dämpfchen sitzen. Das kam bei ihm nicht einmal alle Schaltjahre vor. Aber wenn es vorkam, so kannten ihn seine besten Freunde nicht mehr; dann wurde der ernste, schüchterne Mann geschwätzig, geradezu aufdringlich.

Herrn Müller gegenüber saugte ein Mann an einem Meerschampfeischen. Der Fremde sah ungeheuer bieder, grade und offen drein. Mit dem Biedern knüpfte Herr Müller also rasch ein Gespräch an, und der Biedere ging sehr gern darauf ein. Nach einer Viertelstunde

beschrieb Herr Müller dem Biedern die heute ihm entschleierte Geheimnisse des Schweinemästens, wie man umschichtig fett und mager füttern müsse. Das wolle er sich für später merken. Nach einer weiteren halben Stunde aber tat er schon gewaltig groß mit seinem Mappenungeheuer und dessen wertvollem Inhalt, mit seiner Geschicklichkeit im Hamstern und wie er heute allen Gefahren durch große Kaltblütigkeit entronnen sei und wie er auch fernerhin mit den gleichen Mitteln ihnen zu entronnen hoffe.

Denn Hamstern das sei eine Leidenschaft wie Schmuggeln oder Wildern. Wer es einmal angefangen habe, der könne es nicht mehr lassen.

Der Biedere gegenüber tauschte den weisen und kühnen Reden mit unverhohlener Bewunderung und gelobte laut, die Erfahrungen des Herrn Müller sich zunutze zu machen, falls er auch einmal hamstern wolle. Herr Müller wurde durch die anspruchslose Lernbegierde des Biedern immer kühner und kam zuletzt sogar ins Uebertreiben und Schwindeln.

Der Biedere aber blieb gleich aufmerksam, für alle Belehrung dankbar und aufgeschlossen.

Endlich war die liebe Heimatstadt mit ihrem weiten, hellen Bahnhof erreicht. Herr Müller faßte die schwere Aktenmappe, die er allmählich vertrauensvoll offen neben sich gelegt hatte, wieder unter den schützenden Umhang und entstieg



Herrn Müller gegenüber saugte ein Mann an einem Meerschampfeischen.

dem Wagen. Die Arme waren ihm vom langen Tragen, die Beine vom langen Laufen steif geworden. Aber nun bloß noch eine kleine, letzte Anstrengung, dann war das Ziel erreicht, das Schiff im Hafen.

„Koja, was hast du für einen Mann!“ murmelte Herr Müller, als er seine Fahrkarte aus der Westentasche zog und im Menschengewühl sich dem Loch der Bahnhofsperre zudrängte.

„Koja, was hast du für einen Mann! Wie du staunen wirst, wenn ich heut nach Hause komme!“

Der Biedere war längst durch die Sperre entronnen. Ebenso trugen die hohen Kommissionen gegen Verhütung des Hamsterns und für Einführung neuer fleischloser Tage ihre schweren Rucksäcke und Kalbshägen schon der Bahnhofswirtschaft zu.

Bescheiden wand sich Herr Müller endlich durch das enge Türchen. Kaum konnte er die Aktenmappe nach sich ziehen.

„Halt, mein Herr! Bitte, kommen Sie mit!“

Der Biedere war's, der da stand und ihn am



Der Biedere war's, der da stand und ihn am Rodi sahste. Und neben ihm hielt ein Schutzmann die Hand hoch.

Rock faßte. Und neben ihm hielt ein Schutzmann die Hand hoch.

„Der da ist's! Mein Herr, ich bitte Sie, ohne jede Weigerung mit mir zur Untersuchung zu gehen, wenn Sie unliebsames Aufsehen vermeiden wollen. Ich bin der Geheimpolizist Maussloch. Die Aktenmappe da wollen Sie gefälligst dem Schutzmann geben. Kommen Sie also mit!“

Ertappt, gefangen, untersucht, der Beute beraubt, und was noch?

Herr Müller ließ einen stöhnenden Seufzer gen Himmel steigen. Und mit dem Seufzer, der Eisberge hätte schmelzen und Tyrannen weinen machen können, flog auch der Dampf dreier Schnäpse in die kalte Winterluft.

O Welt, o Niedertracht, o Heuchelei, o durchwachsener Speck, o gemischte Kommission! Fahret vom Himmel, ihr Blitze, — komme, o Sündflut, über dies meineidige Geschlecht und alle Kalbshägen!

„O Koja, was hast du für einen Mann! Was wirst du sagen, wenn ich nach Haus komme!“

Die Mäuf' und die Hering'.

Humoreste von Wolfgang Kempter.

„Jefas, Maria und Joseph,“ schrie die Zipslerin und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Sie stand am frühen Morgen im Feld vor ihrem Acker und sah die Bescherung der letzten drei Tage mit Gefühlen, die ihr diesen lauten Jammerruf erpreßten.

„Jefas, Maria und Joseph, ah, da legt di nieder. Na, höher geht's nimmer!“

Von diesem Jammer angelockt kam die Beitenmofer Zenz, die etwas weiter drüben ebenfalls einen Acker hatte, herbei und fragte: „Was hast denn, Zipslerin?“

„Zenz, es hat mir grad' die Red' verschlagen. Jetzt schau daher. So schön ist der Türken, sind die Bohnen und die Kartoffel schon herausg'wesen, und heut ist alles hin. Die Matefizmäuf', den ganzen Acker haben s' mir ruiniert. All's ist unterwühlt von die Luder, all's freßen sie mir z'sammen, die Mistvieher, die verdammten.“

Die Beitenmofer Zenz sah wohl, daß dem so war. Der Acker bot einen trostlosen Anblick.

„Denk dir,“ klagte die Zipslerin weiter, „vor drei Tagen war all's so schön heraus, i hab' grad' a Freud' g'habt, und heut, grad' heulen könnt' i. Da bin i von Pontius zu Pilatus g'prungen, bis daß mir der Herr Obermeier endlich den Acker fürs heurige Jahr verpachtet hat, damit i auf den Herbst a 'was hab' zum Beißen. A Heidengeld kostet dös Stück Boden natürlich, der Mist war sündteuer, dann haben mei' Mann und i g'schunden und g'rackert, bis daß der Samen endlich im Boden war, und jetzt, da hast die Bescherung. Die Mäuf', die verfluchten Mäuf'!“

„Dös ist aber komisch,“ meinte die Beitenmofer Zenz, „drei Schritt drüben, bei der Hubeerin, sind die Vieher nit. Wie stehn dort die Pflanzen so wunderschön. Dös ist aber scho g'spaßig.“

Die Zipslerin warf einen Blick zum Nachbaracker; richtig, das war ihr noch gar nicht auf-

gefallen. Plötzlich packte sie die Zenz heftig beim Arm und sagte fast flüsternd: „Zenz, jetzt weiß i's.“

„Was?“

„Warum die Mäus' grad' bei mir sind, und da drüben nit.“

„Dös weißt du?“

„D, dös Malefizweib, dös ganz elendige. Sicher und g'wiß, Zenz. So wahr a Gott im Himmel ist. Die Huberin hat nämlich mein Acker a haben wollen, dös Frauenzimmer, dös unverschamt. Nia hat sie gnuu, koa bissel tät' sie unferam vergunnen. Da aber der Herr Obermeier mir dös Stückel Boden geben hat, seitdem hat sie a Miesenvut auf mi, dö neidische Gurken. Und weißt, die Huberin dös is a Hex, a richtige Hex, und so a Hex kann allerlei. Ganz sicher und g'wiß hat sie mir 'was Schlecht's ang'wünscht, und da schau, all's voll Mäus'.“

„Meinst wirklich?“

„Tausend Eid' könnt' i schwören. Sunsten müßten die Mäus' bei ihr drüben wohl a sein.“

„Hm, hm,“ meinte die Weitenmoser Zenz, „könntest recht haben, Zipslerin. G'späßig ist's auf alle Fäll'. So 'was hab' i no nit g'sehen. Da all's voll Mäus', drei, vier Meter über dem Graben drüben koa Stuck, hm, hm!“

„So a Hex, verbrennen sollt' ma sie,“ schimpfte die Zipslerin. „Wenn i ihr nur a 'was antun könnt'!“

„Weißt was, Zipslerin? geh zur alten Kramerin, die kennt sich in solchene Sachen aus. Koane so wie die. Dös ist a alt's und erfahrenes Weibsbild. Und für jeden Zauber gibt's an Gegenzauber, dös ist a alte G'schicht'.“

„Jetzt hast du recht, Zenz; an die Kramerin hab' i nit denkt. Glei' geh' i hin.“

Die alte Kramerin war daheim.

„So,“ meinte sie, als die Zipslerin ihr den Fall und ihren Verdacht erzählt hatte, „du möchtest a Mittel haben, damit daß die Mäus' z'grund gehn.“

Da starzte die Zipslerin die Kramerin einen Augenblick tiefsinnig an, dann plakte sie heraus: „Z'grund gehn, dös ist von mir aus nit nötig, ummi sollen s', die Mäus', über den Graben, in der Huberin ihren Acker. Dös möcht' i und zahlen tu i, was du verlangst, für a solchene Mittel.“

Die Kramerin grinste.

„Zwanzig Kronen kost't dös Mittel.“

Die Zipslerin legte das Geld auf den Tisch.

„So,“ sprach die alte Kramerin, „und jetzt gib acht. Alsdann du kaufst so a Stücka zwanzig Hering', Hering', hast mi verstanden, gute Hering'; die packst in a Papier, jeden oanzeln, und die zwanzig Packeln vergrabst beim Zunachten — heut nacht ist a gut's Zeichen, der Mond nimmt zu — in dei'm Acker, da oans, dort oans. Den G'ruch von die Fisch'

können die Mäus' nit ausstehen, und wirst sehn, sie wandern aus, über den Graben 'nüber.“

„Jetzt sag' i nix mehr,“ erstaunte sich die Zipslerin, „so a einfach's Mittel. Du bist scho' a ganz a G'scheite, Kramerin. Na, i mach' mei' Dankagung.“

Auch die Weitenmoser Zenz war verblüfft über dieses einfache Mittel. Es gäbe schon nichts Einfacheres mehr auf der Welt, meinte sie, nur wissen müße man es.

Die Zipslerin kaufte am Markt zwanzig Heringe. Sie waren nicht gerade billig, auf die paar Kronenzettel kam es ihr aber auch nicht mehr an. Wenn nur die Huberin bald die Mäus' in ihrem Acker hatte.

Beim Zunachten war die Zipslerin mit der Zenz draußen auf dem Acker, und als sie so ziemlich allein noch auf dem Feld waren, tat sie mit Zenzens Hilfe, was die Kramerin ihr geheißt hatte, sie vergrub die Heringe an zwanzig verschiedenen Stellen im Acker.

„So ös Ludern,“ sprach sie, und meinte natürlich die Mäuse, „jetzt nehmt's von mir aus nur a Nasen voll und nachher schiebt's ummi zu der Huberin, da gibt's an guten Bissen.“

Mit diesem Segensspruch verließ die Zipslerin beruhigt den Acker.

Die Weitenmoser Zenz aber, die hinterlistige Person, war schon am Abend zu der Huberin geschlichen und hatte ihr die ganze Geschichte brühwarm erzählt.

Die Huberin war ein sehr kluges Frauenzimmer. Sie dachte sich folgendermaßen: „Die Zipslerin hat zwanzig Hering' vergraben, wenn i vierzig eingraben tät', nachher wär' in mei'm Acker der schärfere G'ruch, und die Mäus' kämen nit, aber es wird auch anders gehn und i hab' weiter koa Arbeit und koa Müh'.“

Sie sprach also mit der Weitenmoser Zenz ein christliches Wort, drückte ihr etwas in die Hand für die Mitteilung, die sie ihr gemacht hatte, und — war ebenso beruhigt wie die Zipslerin.

Schon am nächsten Morgen war die Zipslerin voller Neugierde wieder auf ihrem Acker.

Poß Bliß! Für einen Menschen, den es nichts anging, war es g'rad eine Freude, die Mäuse, kleine und große, junge und alte, auf dem Stückchen Boden umherspringen zu sehn. Sie purzelten förmlich übereinander und führten in tollem Uebermut ganze Reigen auf.

„No, hat's nit g'wirkt,“ brummte die Zipslerin, und sah mit einem wütenden Blick zum Huberacker hinüber, wo nicht eine einzige Maus zu erblicken war.

Am dritten Tag lief dann die Zipslerin zur Kramerin.

„Was,“ rief die verwundert, „nix helfen will mei' Mittel, es gibt koa besseres; sind wohl die Fisch' nit ganz frisch g'wesen, grab andre ein.“

Das tat denn die Zipslerin auch. Jedoch die

Mäuf' wurden alle Tag munter, frecher und vermehrten sich zusehends.

„Jetzt glaub' i scho' bald, die Vieher, die damischen, fressen die Fisch am End' a no auf,“ belterte die Zipslerin, grub aber doch noch ein drittes und viertes Mal neue Heringe ein.

Die Mäuse fühlten sich aber wohler denn je. Da wurde es der Zipslerin zu bunt.

Sie lief voll Zorn zur Kramerin, sagte ihr alle Schand und Spott, nannte sie eine Betrügerin und verlangte mit einer drohenden Handbewegung sofort ihr Geld zurück.

Die alte Kramerin blieb die Antwort nicht schuldig, kurz, es gab einen Mordspektakel, bis die Kramerin mit Hilfe ihrer Töchter die Zipslerin förmlich hinauswarf.

Die Zipslerin verzipfelte fast vor Wut, gleichwohl hielt sie es doch für besser, die Sache nicht an die große Glocke zu hängen, wenn sie zum Schaden nicht noch den Spott haben wollte. Darum grub sie in aller Stille auf ihrem Acker große, tiefe Löcher, da hinein purzelten die Mäuf' dutzendweise und ersoffen im Grundwasser. Freilich, sie waren nur tot und nicht bei der Huberin drüben.

Als die Huberin bald darauf mit der Weitenmoser Zenz zusammentraf, fragte sie: „Nun, Zenz, wie sind die Hering' g'wesen?“

Die Zenz wischte sich über den Mund und meinte: „Ausgezeichnet, Frau Huber. Alle Tag täten mei' Mann und i so 'was Delikates essen. Achtzig Stück hat die Gans, die sandumme, eingegraben. Wär' do' Sünd und schad, so gute Sachen im Dreck verfaulen zu lassen. Leider ist ihr die Sach' z' dumm worden.“

Und die beiden Weiber lachten sich halbtot. Wenn's der Leser noch nicht wissen sollte, so kann ich es ihm verraten: Die Weitenmoser Zenz, dieses ausg'schante Frauenzimmer, hat, nachdem sie der Zipslerin beim Eingraben der Fisch' g'holfen hat und die Zipslerin dann heimgegangen ist g'wesen, alle Heringe wieder ausgraben und sie heimgenommen, wo sie sie im Verein mit ihrem Mann mit größtem Behagen verzehrte. Die Fische waren ja in Papier eingewickelt, und die zehn Minuten in der Erd' haben ihnen nichts geschadet.

So a Niedertracht, a bodenlose.

„Aber,“ meint die Zenz achselzuckend, „wenn die Leut' so blöd sind, i tät' alle Nacht graben, wenn i so a Büschel Hering' ausgraben könn'.“ ...

~~~~~

Bohtaten, still und rein gegeben,  
Sind Tote, die im Grabe leben,  
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,  
Sind Sternlein, die nicht untergehn.

Claubins.

### Drei Hochheilig.

Von August Ganther.

„Sag emol,“ sait d'r Herr Pfarrer zue 's Krummholze fritz,

„Wia viel hochheilig Sakramente denn git's?“  
„Drei, Herr Pfarrer.“ — „Fritzli, schwätz m'r fei Stroh.“

„Drei, Herr Pfarrer, 's isch woher!“ — „Wiaso denn? Wiaso?“

„Wenn als d'r G'richtsvollziehger d'r Kopf streckt durch d' Dür,

Oder d'r Schandarm oder d'r Bott vun d'r Stür,  
Gli rüest d'r Dadder als: »Jez het 's guet Leme-n e End,

's kummt wieder ein vun dene drei Sakrament!“

### Mi Schächli.

Von August Ganther.

Mi Schächli isch e Düwli;  
Des lockt so liab un gurt;  
Doch wenn i's als will packe,  
Enanderno siagt's furt.

Mi Schächli isch e Bächli;  
E Stillstand kennt des nia.  
Des wäscht m'r in sim Iser  
Allbott d'r Kopf — un wia!

Mi Schächli isch e Discht'l,  
Au! 's kraht mit Deif'ls'g'walt.  
Un emweg möcht' i's fresse.  
I bin e Eßl halt.

### D'r Ochsewirt.

Von August Ganther.

D'r Zeller Ochsewirt isch Stadttrot worre.  
D' Stammgäsch, die machen em jezt stramm d'r Hof.

„Herr Rot!“ heißt's hinte jezt, „Herr Rot!“  
heißt's vorne.

3'lezt kriagt er's satt un sait ne, dene Schof.

„Krüzheidedunnderwetter!“ fluecht 'r wüedig  
Un hämmert us Eibskräfte uf d'r Disch,  
„Lenn mi bigotts in Ruch mit eurem Stadttrot!  
Was des efang e Kumödie isch!

Grad kummt m'r's vor, als ob e Wefz, e wildi,  
Ei'm allewil um d' Ohreläppli schwirrt.  
Stadttrot, des bin i bloß als uf em Rothus.  
Wenn i euch bedian, nor bin i Ochsewirt!“